Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

Nr. 31 Leipzig, den 1. August **1895**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Agrapha, d. i. außerevangelische Worte Jesu: 5 — Fechners philosophische Unsterblichkeitslehre. Zweite Hälfte — Ein Bundesgenosse eigner Art — Zum Streit zwischen D. von Bodelschwingh und Dr. Scholz — Raeburns Tochter (We two) — Verschiedenes: Werden und Wachsen; Die patriotischen Erinnerungen — Anzeigen

Agrapha

d. i. außerevangelische Worte Jesu

5

Die Sonne gehe nicht unter über euerm Zürnen. (Adamentius, Dialog über den rechten Glauben, 1. Disputation.)

Wir lesen die Worte im Epheserbrief 4, 26. Aber hier ist nicht angedeutet, daß wir es mit einem Worte des Herrn zu thun haben. Der Verfasser des Briefes verwendet den Spruch wie einen, der in aller Mund lebte. Spätere, die diese Worte erfuhren, sagen ausdrücklich, daß sie aus dem Evangelium genommen seien, und daß der Herr sie gesprochen. Und in der That stimmen sie vortrefflich mit dem zusammen, was Jesus in der Bergpredigt gesagt hat. Dort heißt es (Matth. 5, 24 f.): „Wenn du dein Opfer zum Altare bringst, und du erinnerst dich dort, daß dein Bruder etwas wider dich hat, so laß dein Opfer dort vor dem Altar und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und dann kehre zurück und bringe dein Opfer dar." Denn der Mensch soll heilige Hände zu Gott aufheben sonder Zorn und Zweifel (1. Tim. 2, 2). Diese Mahnung des Heilands empfängt ihre Beleuchtung durch das scharfe Urteil, das er vorher über das Zürnen mit dem Bruder ausgesprochen hat: „Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichtes schuldig" (Matth. 5, 22). Wie er verlangen konnte, das Opfer zu unterbrechen im Interesse der Aussöhnung mit seinem Gegner, so konnte er auch sagen, daß die Sonne nicht sinken solle, ehe man sich mit seinem Bruder ausgesöhnt.

Mit Recht sagt Luther von diesem Wort: „Summa: es ist hier gesetzt ein seltsamer Spruch, daß wer seinem Zorn nicht will steuern, und länger einen Zorn halten denn einen Tag oder über Nacht, der ist kein Christ." Freilich, es ist eine harte Forderung, die dem natürlichen Menschen recht sauer ankommen will, vom Zorne zu lassen, zumal wenn der Zorn berechtigt erscheint. Und es giebt doch auch einen berechtigten Zorn. Hat nicht der Heiland selbst in heiligem Zorn die Geißel geschwungen über die, die seines Vaters Haus zur Stätte weltlichen Lärmes, irdischer Geschäfte machten? Und wie oft ist seitdem — bildlich geredet — die Geißel des Zornes geschwungen worden über die, die ins Heiligtum den Greuel der Verwüstung trugen, die mit frommen Phrasen weltliche Gelüste scheinheilig verhüllten? Ist das Christentum denn so saft- und kraftlos, daß es jede energische Regung wider solches und ähnliches Unwesen in uns erstickte, daß es den Menschen dazu erzöge, schwachmütig zu allem Ja zu sagen oder mutlos alles über sich ergehen zu lassen? Nichts von alledem.

Von solchem Zürnen redet der Heiland überhaupt nicht an dieser Stelle. Er denkt ans tägliche Leben mit seinem kleinlichen Hader und seinem menschlich so verständlichen Zwist. Er denkt an das, was die Menschen trennt, was gute Freunde und getreue Nachbarn zu Feinden und bösen Gesellen macht; an das, was in so mancher Familie die Fackel anzündet, an der sich die Glieder schmerzende Wunden brennen; an das, was Gatten aus einander reißt, und was in warme Herzen hinein fällt, wie der kalte Reif in die Frühlingspracht. Oft sinds ja nur Kleinigkeiten, und doch reichen sie hin, einen tiefen Graben zwischen den Nächsten zu ziehen, auf dessen beiden Seiten man steht mit düsterm Blick und keiner fragt, was ihn wohl überbrücken möchte, und keiner hat den Mut, den kleinen Sprung zu wagen. Solchem Hader gilt des Heilands Wort: „Die Sonne gehe nicht unter über euerm Zürnen." Denn wenn sich der Zorn erst einmal eingefressen hat ins Menschenherz, dann weicht er nicht mehr so leicht, dieser trübe Gast; und wo er Verbitterung angerichtet hat unter Menschen, da lassen sich seine Spuren noch auf lange hinaus verfolgen. Drum sollen wir Frieden machen mit unserm Widersacher, bald, ehe die Sonne sinkt. Der neue Tag wird seine eigne Plage haben, die braucht man nicht unnötigerweise zu vermehren durch den alten Groll. Und wer weiß, ob dirs nicht geht wie dem reichen Mann im Gleichnis, daß deine Seele in dieser Nacht von dir gefordert wird? Kannst du vor deinem Gott verantworten, was du am letzten Tag gethan und unterlassen hast?

Wenn sich der Abendfriede über die Welt legt, dann soll auch Frieden über die Menschenwelt kommen. In der Hast modernen Lebens ist freilich solche Sentimentalität verloren gegangen. Die goldgesäumten Abendwolken, die der Romantik das Bild traulichen Friedens waren, haben ihren Glanz eingebüßt für den Menschen, der sie über den hohen Steinhaufen der großen Städte unsrer Tage eilig dahinfliegen sieht. Und was Abendfriede in der Natur sei, weiß der Mensch von heute kaum noch, der Mensch, dem die Nacht zum Tag geworden ist, und an dessen Ohr das Getöse der rastlosen Arbeit vom frühen Morgen an schlägt bis zur Stunde, wo die Sterne verbleichen, und der neue Tag zum neuen Tagewerk anhebt. Willst du wissen, was Abendfriede ist, dann fliehe hinaus, bis dahin, wo der Lärm der Großstadt verklingt in der Luft wie das Rauschen des Waldes im leisen Hauche des Windes. Dort wird auch mit der Natur um dich dein Groll einschlafen, um nicht mehr aufzuwachen.

E P

Fechners philosophische Unsterblichkeitslehre

5

Die wichtigsten Wirkungen, die ein Mensch im diesseitigen Leben hervorbringen kann, sind aber unstreitig seine Einflüsse auf andre Menschen, das, was er gethan hat, die Menschen seiner Umgebung zu erziehen oder zu verziehen, die Menschheit und die Lebensverhältnisse zu veredeln oder zu verschlechtern, die Einwirkungen, die er zum Nutzen oder zum Schaden, auf die Einrichtungen des gemeinsamen Lebens in Familie, Gemeinde und Staat geäußert hat, die Ideen, die er hinterlassen hat, und die in den Köpfen der andern weiterleben. Kein Mensch geht ja über die Erde, ohne daß sein

Leben Folgen hinterließe, ohne daß etwas im Leben der Menschen durch ihn anders geworden ist, als es ohne ihn geblieben wäre. Und wärs der ärmste Tagelöhner, er erzieht seine Kinder, und in ihrem spätern Thun lebt seine Einwirkung fort. Ein großer Mensch aber gestaltet die Welt um, die Welt der Gedanken oder das ganze Zusammenleben des Volks und der Völker.

Nun sollte nach Fechner der aus diesem Leben abgeschiedne Geist mit Bewußtsein in allen seinen Fortwirkungen weiterleben. Und Fechner zieht kühn die Konsequenz: Also lebt ein solcher Geist auch fort in all den Menschen, auf die seine Nachwirkungen sich erstrecken. Was die gestorbnen Menschen geschaffen, gehandelt, gedacht haben, ist nicht mit ihnen gestorben, noch wird es wieder zerstört werden von dem, was andre Generationen schaffen, handeln, denken, sondern es wirkt in diesen fort, entwickelt sich in ihnen selbstlebendig weiter, treibt sie nach einem großen Ziel, das sie selbst nicht sehen. In dem, was jene Geister geschaffen, und in denen, auf die sie gewirkt haben, leben sie weiter. Dieses ideelle Fortleben ist nicht eine leere Abstraktion, und es ist keine bloße Redensart, daß ein toter Mensch im Gedächtnis seiner Mitmenschen fortlebe.

In der That, schon während seiner Lebzeiten wächst jeder Mensch mit seinen Wirkungen in andre hinein durch Wort, Beipiel, Schrift und That. Schon als Goethe lebte, trugen Millionen Mitlebende Funken seines Geistes in sich, in denen neue Lichter entbrannten. Schon als Napoleon lebte, drang seines Geistes Kraft in fast die ganze Mitwelt ein. Als beide starben, starben diese Lebenszweige, die sie in die Mitwelt getrieben, nicht mit; bloß die Triebkraft neuer diesseitiger Zweige erlosch, und das Wachstum und die Fortentwicklung dieser von diesen Individuen ausgegangnen, in ihrer Gesamtheit ein Individuum wieder bildenden Ausgeburten geschieht jetzt mit einem gleichen inwohnenden, von uns freilich nicht zu erfassenden Selbstbewußtsein, als früher ihr erstes Hervortreiben. Noch leben ein Goethe, ein Schiller, ein Napoleon, ein Luther unter uns, in uns als selbstbewußte, schon höher als bei ihrem Tode entwickelte, in uns denkende und handelnde, Ideen zeugende und fortwirkende Individuen . . . ergossen durch die Welt, die sie bei Lebzeiten bildeten, erfreuten, beherrschten und weit hinausreichend mit ihrem Selbst über die Wirkungen, die wir noch von ihnen spüren.

Wo in der Welt eine Idee Platos gedacht oder weiter ausgesponnen wird, da wirkt nach Fechner der Geist Platos selbstbewußt mit und erfreut sich der Bereicherung.

Auch unsre Lieben, die mit uns gelebt haben, und deren Leben für unser Leben Bedeutung gewonnen hat, leben noch mit uns, wenn wir trauernd ihrer gedenken.

Einst sah ich eine Mutter ihr noch lebendes Kind mit Aengsten in Haus und Garten suchen, das sie auf dem Arme trug. Größer noch der Irrtum jener, die das Verstorbne in einer fernen Leere sucht, wonach sie nur ins Innere zu blicken hätte, um es bei sich zu finden. Denkt eines Verstorbnen nur recht, und nicht bloß der Gedanke an den Verstorbnen, der Verstorbne selbst ist im Moment da. Denkt seiner mit Liebe oder Haß, er wird es spüren — mit stärkerer Liebe, stärkerm Haß, er wird es stärker spüren. Wohl dem, der einen Schatz von Liebe, Achtung, Verehrung, Bewundrung im Andenken der Menschen hinter sich gelassen. Was er fürs diesseitige Leben hinter sich gelassen, gewinnt er mit dem Tode, indem er das zusammenfassende Bewußtsein für alles gewinnt, was die Nachgelassenen von ihm denken; hebt damit den Scheffel, von dem er im Leben bloß die einzelnen Körner zählte. Das gehört mit zu den Schätzen, die wir für den Himmel sammeln sollen. Wehe dem, dem Verwünschungen, Fluch, ein Andenken voll Schrecken folgen. Die ihm im Diesseits folgten, holen ihn im Tode ein. Jedes Wehe, das ihm nachgerufen wird, ist ein ihm nachgesandter Pfeil, der in sein Innerstes eindringt.

In den bekannten „Briefen aus der Hölle" tritt uns dieselbe Anschauung entgegen, die wir hier bei Fechner finden. Auch dort erwacht in dem Gedächtnis des Abgeschiednen nach dem Tode das Bewußtsein aller der Folgen, die jede unselige That, jedes unbesonnene Wort unter den noch Lebenden nach sich zieht, und mit der Erinnerung lebt die peinigende Reue auf. Durch ein ohne besonders böse Absicht gesprochnes leichtsinniges Schmeichelwort hat der Held dieser „Briefe" einst einen Funken der Sünde in ein bis dahin reines Mädchenherz geworfen. Dort im Jenseits schaut er den Brand, den er entzündet, und die Verwüstung, die er in der jungen Seele angerichtet hat, das Sinken des verleiteten Geschöpfes von Stufe zu Stufe bis zur Verkommenheit. In dem abgeschiednen Geiste aber brennt das Bewußtsein der schlimmen Folgen, die von ihm ausgegangen sind, und vermehrt die Pein seiner Hölle.

So würde sich auch nach Fechner eine Erklärung für den schwierigen Gedanken bieten, daß Gott die Sünden der Eltern noch an den Kindern straft. Denn in den Einwirkungen, die das Thun der Eltern auf die Kinder ausgeübt hat, leben die Eltern selbst wahrhaftig fort, in den Sünden der Kinder die sündigen Eltern, und die Strafe, die den Frevel und Leichtsinn der Kinder nach Gottes Ordnung trifft, fühlen die Eltern als eigne Strafe.

Nach Fechner schaut also der Abgeschiedne die Folgen seiner Thaten nicht bloß wie ein fernes Bild, sondern er lebt wirklich und wahrhaftig in ihnen fort, um die Menschen auch weiterhin zu bessern und irre zu leiten, je nachdem er selbst im diesseitigen Leben auf rechten oder falschen Wegen war, und das Gute, das er geschaffen, zu fühlen als Seligkeit, das Unglück aber, das er andern bereitet, im eignen Gefühl als Pein und Unsegen zu empfinden. Ihre Werke folgen ihnen nach den Seligen wie den Unseligen.

Mit dem diesseitigen Dasein bleiben auch die Geister der Abgeschiednen noch in Verbindung. Aber ein ungleich höherer, wichtigerer Teil ihres Fortlebens geht allein in der neuen Daseinsweise des Jenseits vor sich. So geht ja auch der schönste, erfreulichste und wichtigste Teil vom Leben des Baumes oberhalb der Wurzel in Stamm und Krone von statten, droben blühen und duften die Blüten, droben reifen die Früchte im hellen Licht der Sonne, von der die Wurzeln drunten nichts ahnen. Droben im himmlischen Leben werden die, die nach oben gestrebt haben, doch erst die wahre Seligkeit finden in trauter Gemeinschaft mit denen, die ihnen nachkommen und ihnen vorangegangen sind ins Jenseits und vor allem in inniger Gemeinschaft mit Gott, dem Ursprung alles diesseitigen und jenseitigen Lebens und dem Quell der Seligkeit:

Die Sehnsucht, die jedem Menschen innewohnt, denen, die ihm hier am liebsten waren, nach dem Tode wieder zu begegnen, mit ihnen zu verkehren und das frühere Verhältnis zu erneuern, wird in vollkommnerem Grade erfüllt werden, als je geahnt und versprochen worden.

Immer wieder gründet sich Fechner auf seine Grundanschauung, daß der Mensch in seinen Folgen fortlebt, wie dort bei dem Verkehr der Abgeschiednen mit den noch Lebenden, so auch hier beim Verkehr der abgeschiednen Geister untereinander:

Jeder wird im Augenblicke des Todes erkennen, daß das, was sein Geist von früher Verstorbnen aufnahm oder mit ihnen gemeinschaftlich hatte, auch diesen Geistern noch immer angehört, und so wird er nicht wie ein fremder Gast in die neue Welt eintreten, sondern wie ein längst Erwarteter, dem alle, mit denen er hier durch eine Gemeinschaft des Glaubens, des Wissens und der Liebe verknüpft war, die Hände entgegenstrecken werden, ihn an sich zu ziehen als ein ihnen angehöriges Wesen. Wie das Leben des Menschen im Jetztleben sich verschwistert, so verschwistert wird es nach der Aufnahme ins Jenseits fortbestehen und sich ferner entwickeln. So suche nun jeder, sich hier Liebe zu erwerben, damit er nicht einsam und geflohen von andern im Jenseits dasteht.

Man wird hier an den dunkeln Ausspruch Jesu erinnert: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten.

Der ganze Baum der Geisterwelt aber ist eingewurzelt in Gott und zieht Leben und Seligkeit aus Gott. Schon diesseits lebten wir in Gott, und können wir uns in Gott fühlen. Das jenseitige Leben in Gott und mit Gott wird aber um so viel reicher und freier sein, als die Schranken der irdischen Enge von uns gefallen, und unsre diesseitige Leiblichkeit in die weitere und freiere des Jenseits übergegangen sein wird.

6

Ein Bedenken muß Fechner indes noch beschwichtigen, das dem Leser sicher schon lange aufgestiegen ist und die Ausführungen unsers Philosophen als stets mitklingende mißtrauische Frage begleitet hat. Wenn der jenseitige Leib aus den Folgewirkungen besteht, die das diesseitige Leben des Menschen in die Welt hinaus verbreitet hat, welch abenteuerliche Gestalt muß dann eines Geistes Bild, sein jenseitiger Leib sein! Durch die ganze Natur gehen die Schwingungen und Erzitterungen, Licht und Schall, die von ihm ausgegangen sind, weit in die

Menschheit hinein verzweigen sich seine Wirkungen. Sollen alle Teile der Welt, in die seine Folgewirkungen eingedrungen sind, dermaleinst als des Menschen Leib sichtbar werden, muß er nicht einem schreckenerregenden, formlosen Ungeheuer gleichen? Zwar damit haben wir uns schon zufrieden gegeben: uns, die wir noch auf diesseitiger Stufe sind, ist ein jenseitiger Geist unsichtbar, unsre irdischen Augen sind nicht angethan, ihn zu erfassen. Aber im jenseitigen Leben sollen und wollen wir uns doch wiedererkennen. Wie ist es möglich, daß bei dieser auseinandergezognen Leiblichkeit mir mein Freund, mein Verwandter in einer noch an einen Menschen erinnernden Gestalt, geschweige gar in der mir lieb gewordnen Gestalt erscheine?

Machen wir uns jedoch erst einmal klar, wie es in dieser Hinsicht bei unserm gewöhnlichen, alltäglichen Sehen mit unsern diesseitigen Augen zugeht. Nehmen wir an, ich sehe eine Menschengestalt, die hundert Meter von mir entfernt ist. Die leibliche Gestalt jenes Menschen geht doch dabei nicht in mein Hirn ein, daß ich sie darinnen wahrnehme. Vielmehr sind es Aetherschwingungen, Lichtstrahlen, die von jener gesehenen Gestalt ausgehen und den Anlaß geben zur Nacherzeugung ihres Bildes in meinem Geiste. Also zwischen jenem Menschen und meinem Auge liegt eine ungezählte Menge von Lichtstrahlen, jeder hundert Meter lang; oder anders ausgedrückt, eine ungezählte Menge von Aetherteilchen geraten in Schwingung, bis solche Schwingungen mein Auge treffen. Haben nun etwa diese hundert Meter langen Lichtstrahlen die Gestalt jenes gesehenen Menschen? Welch Ungeheuer würde es sein, das wir sähen, wenn wir die ganze formlose Menge von schwingenden Aetherteilchen wahrnähmen, deren Schwingung doch unstreitig in uns das gesehene Menschenbild hervorruft. Aber sammeln sich nicht kraft des Brechungsvermögens der Linse die Lichtstrahlen derart, daß auf meiner Netzhaut das Bild des Gegenstandes entsteht? Hier trage ich ja doch das Bild in mir: also lassen wir fallen, was draußen vorgeht, und gehen wir von dem aus, was in uns ist! — Freilich ist das Bild auf der Netzhaut vorhanden, aber glaubst du, dies Netzhautbild sei dir unmittelbar bewußt? Wozu wäre dann der Sehnerv da, der die Erregungen der Netzhautnerven weiter zum Hirn telegraphirt, wozu der ganze verschlungne Bau des Hirns? Die Zerstörung des Sehnervs macht den Menschen blind, er sieht nichts mehr, und wenn hundertmal ein Bild auf seiner Netzhaut steht. Man sieht also, daß das Hirn beim Akt des Sehens notwendig mitbeteiligt ist, daß ohne Vermittlung des Hirns kein bewußtes Bild erwacht. Suchen wir uns nun vorzustellen, wie die Vorgänge im Hirn aussehen, an die sich in meinem Geiste ein Bild des Menschen draußen knüpft. In tausend Strängen der Hirnnerven finden Schwingungen, chemische Verbindungen und Zersetzungen gelegentlich jener Wahrnehmung statt. Keine entfernte Spur von Aehnlichkeit haben diese im Hirn sich verbreitenden Vorgänge mit einer Menschengestalt. Eine formlose Masse würde die Hirnpartie bilden, die bei jener einen Gesichtsthätigkeit in Mitleidenschaft gezogen wird. Aber an all die formlosen Fortwirkungen jener draußen stehenden Menschengestalt knüpft sich rätselhafterweise in meinem Geiste das wohlgeformte Bild jenes Menschen.

Es knüpfen sich demnach schon beim Sehen im diesseitigen Leben die Bilder der gesehenen Gegenstände und Menschen lediglich an Fortwirkungen, die von diesen ausgehen, aber als Fortwirkungen keineswegs die Gestalt des Gegenstandes oder des Menschen haben, von dem sie ausgingen. Das Bild der Gestalt entsteht erst wieder in einem Geiste, der diese Fortwirkungen an einer geeigneten Stelle antrifft. So meint Fechner, werde es auch im jenseitigen Leben mit dem gegenseitigen Sehen der Geister unter einander beschaffen sein. Wo die Fortwirkungen eines geistigen Wesens auf ein andres geistiges Wesen treffen, da entsteht in diesem andern Geiste das Bild des Wesens, von dem die Fortwirkung einst ausgegangen war. Rätselhaft zwar, das gesteht Fechner, ist dies Sehen, aber um nichts rätselhafter als unser gegenwärtiges Sehen in unserm diesseitigen Leben. Darum weist er jene Gegner rundweg ab, die ein solches jenseitiges Schauen um seiner Unbegreiflichkeit willen von vornherein verwerfen wollen und sich

dabei geberden, als sei das diesseitige Sehen für sie etwas durchaus Begreifliches und Selbstverständliches.

7

Dies sind die Grundzüge der Fechnerschen Lehre von der Unsterblichkeit. Wir haben oft die kraus verschlungnen Wege philosophischer Erwägungen, die Fechner selbst anstellt, abgeschnitten und uns durchs metaphysische Dickicht auf eigne Faust einen Pfad gebahnt, der freilich immer wieder in die Fahrstraße der Fechnerschen Anschauungen einlief. Wir wollen nun die eigentliche Darstellung der Unsterblichkeitslehre unsers Philosophen verlassen und einige Beziehungen derselben zur christlichen Lehre hervorheben, auf die Fechner stets mit großer Genugthuung hinweist.

Zunächst hofft er mit seiner Lehre dem Glauben der Christen an die stete Gegenwart ihres Heilandes zu genügen. Worte des Herrn, wie diese: Matth. 28, 20 „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende"; Matth. 18, 20 „Denn wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen," sollen unter Voraussetzung von Fechners Lehre eine neue Realität und Lebendigkeit gewinnen. Denn nach unserm Philosophen lebt ja der Geist fort in seinen Wirkungen, vor allen in denen, die er auf seine Mitmenschen ausgeübt hat, und wo seiner gedacht wird, da ist er real gegenwärtig.

Das größte Beispiel eines mächtigen Geistes, der noch in der Nachwelt lebt und fortwirkt, haben wir an Christo. Es ist nicht ein leeres Wort, daß Christus in seinen Bekennern lebe; jeder echte Christ trägt ihn nicht vergleichungsweise, sondern wahrhaft lebendig in sich; jeder ist seiner teilhaftig, der in seinem Sinne handelt und denkt, denn eben nur Christi Geist wirkt in ihm dies Handeln und Denken.

Vgl. zu diesem letztern des Apostels Wort Gal. 2, 20: Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir; 2. Kor. 13, 5: Oder erkennet ihr euch selbst nicht, daß Jesus Christus in euch ist?

Wir erinnern uns ferner daran, daß der jenseitige Leib eines aus dem diesseitigen Leben abgeschiednen Geistes in den Folgen bestehen sollte, die sein diesseitiges Leben in die Welt und in die Menschen hinein gewirkt hat. Alles, was in der Welt durch einen Menschen anders geworden ist und anders sich weiter entwickelt hat, als es ohne sein Dasein und ohne sein Dazuthun geschehen wäre, das ist sein jenseitiger erweiterter Leib. Damit stellt Fechner nun die neutestamentliche, insbesondre Paulinische Lehre zusammen, daß die Gemeinde des Herrn der mystische Leib Christi ist.

1. Kor. 12, 12—14: Denn gleichwie Ein Leib ist und hat doch viele Glieder, alle Glieder eines Leibes aber, wiewohl ihrer viele sind, sind sie doch Ein Leib, also auch Christus. Denn wir sind durch Einen Geist alle zu Einem Leibe getauft, wir seien Juden oder Griechen, Knechte oder Freie und sind alle zu Einem Geiste getränkt. Eph. 1, 23 (von der Gemeinde gesagt): Welche da ist sein Leib, nämlich die Fülle des, der alles in allem erfüllet.

Fechner faßt die Lehre von der Gegenwart Christi jedenfalls unendlich tiefer als der Rationalismus, der diese biblische Lehre höchstens als ein schönes poetisches Bild bestehen läßt.

Besonders tritt Fechners redliches Bemühen, christliche Gedanken, die der Rationalismus verflacht hat, wieder zu vertiefen, in seinen Anschauungen über die christlichen Sakramente zu Tage, denen wir zum Schluß noch Raum geben wollen.

Nach seiner Auffassung genießen wir Christi Leib, indem wir das von ihm eingesetzte Mahl genießen, so wahr alles zu Christi Leib im Jenseits gehört, wodurch sich sein Wirken auf die diesseitige Nachwelt fortpflanzt. Das Brot und der Wein werden wirklich durch die Konsekration des Priesters, die darüber ausgesprochen wird, erst zu Christi Leib, weil diese Worte das letzte Glied der Kette sind, durch die sich Christi Wirken mittelst einer langen Reihe von Jüngern und Priestern zu uns im Genuß des Abendmahls forterstreckt, und Christus lebt wirklich darin fort, und zwar in bewußterm und höherm Sinn fort, als in vielen andern Wirkungen, die sein Dasein hinterlassen hat. Denn indem Christus das Abendmahl im bedeutungsvollsten Moment seines Lebens, mit dem gesteigertsten Bewußtsein, worin er den ganzen Inhalt und Zweck seines Lebens zusammenfaßte, zu einer Erinnerung seiner einsetzte,

machte er auch das Abendmahl zum Vermittler einer der bedeutensten und bewußtesten Wirkungen seines Lebens. In jeder Erinnerung an einen Toten ist aber der Tote als in einer von ihm hinterlassenen Wirkung selbst gegenwärtig und je bedeutsamer und bewußter der Ursprung der Erinnerung selbst ist, mit einem desto wichtigern bewußten Teil seines Wesens ist er selbst dabei gegenwärtig, also daß es nicht ein gemeiner Leibesteil ist, mit dem Christus im Abendmahl erinnernd in uns eingeht, sondern ein solcher, der zum Träger eines höhern geistigen Lebens gehört. Es gehört nur, damit wir Christum im Abendmahl aufnehmen, auch der Wille und Glaube dazu, ihn aufzunehmen, sonst geht nur Mehl und irdischer Trank in uns ein. Wer meint, daß das Brot und der Wein im Abendmahl nichts als solches ist, für den ist es auch nur Brot und Wein, weil er die Wirkung, die Christus an das Abendmahl geknüpft hat, nicht erfährt und hiermit von Christus nichts erfährt. Wer aber das Brot und den Wein genießt mit dem Glauben an die Gegenwart Christi, bei dem oder vielmehr in dem wird wirklich Christus um so mehr gegenwärtig sein, je lebendiger sein Glaube ist; denn eben hiermit beweist sich eine um so lebendigere Wirkung des Daseins Christi in ihm.

In ähnlicher Weise äußert sich Fechner zur Taufe. Die Taufe ist nach ihm das Sakrament, durch das wir die Gemeinschaft mit Christo zuerst einleiten und begründen. Wer nicht zuerst Glied an Christi Leibe geworden ist, kann nicht aus ihm geistig Säfte und Kräfte anziehn. Durch die Taufe müssen wir zuerst in Christi Gemeinde und Kirche eintreten, in der wir dann auch das heilige Abendmahl und die übrigen Mittel, durch die wir uns Christum ferner aneignen sollen, empfangen. Die Stiftung Christi hat die Taufe zum Vermittler eines derartigen Eintritts gemacht, und auch hier wird von Fechner wieder eine bewußte Teilnahme Christi an diesem Akt vorausgesetzt, unter der Bedingung natürlich, daß die Taufe mit rechtem Sinn vollzogen und empfangen werde. Vgl. Gal. 3, 27: Denn wie viele euer getauft sind, die haben Christum angezogen.

8

Wir hoffen mit vorstehender Darlegung der Anschauungen Fechners über die Unsterblichkeit und die damit zusammenhängenden weitern Fragen uns keiner undankbaren Arbeit unterzogen zu haben. Mit großer Genugthuung pflegen die Anschauungen der Gelehrten und Weisen unsrer Zeit, soweit sie antichristlich sind, hervorgezogen und an das Licht gestellt zu werden, sodaß der Halbgebildete und vor allem der vor der „Wissenschaft" ehrfürchtig schaudernde Ungebildete allmählich der Meinung geworden sind, Bildung und Irreligiosität oder doch wenigstens religiöse Gleichgiltigkeit seien ziemlich gleichbedeutende Begriffe. So hat besonders der Arbeiter, der nach Bildung strebt, längst begonnen, sich seiner Religion zu schämen. Darum scheint es wichtig, die Anschauung eines Mannes, der geistig auf der Höhe der Höchsten steht und dennoch mit Energie den Anspruch geltend macht, ein christlicher Philosoph zu bleiben, ja die Wahrheiten der christlichen Religion zu Zielen seines Denkens macht, einmal weitern Kreisen vorzuführen. Seine übrigen, insbesondre seine psychologischen Lehren erringen jetzt in den Fachkreisen immer weiter gehenden Einfluß, und es ist vielleicht deshalb schon wichtig, den christlichen Charakter unseres Philosophen, den seine wissenschaftlichen Fachgenossen im Hintergrunde stehen lassen, einmal in das volle Licht zu rücken. Der Gläubige, dem manches in den Anschauungen Fechners seltsam erscheinen will, vergesse nicht, daß es nach des Philosophen eigner Ansicht nur Stufen sein sollen, die er denen bauen möchte, die im vergeblichen Streben nach oben begriffen sind. Naturgemäß baut er von unten auf und nimmt zum Bau die Steine, die unten liegen. Wer oben steht, freue sich, daß er so glücklich ist, die Stufen nicht zu brauchen. Dem einen und dem andern, der sonst drunten in der Tiefe geblieben wäre, könnten sie aber doch ein Weg zur Höhe und zum Lichte werden. Die Stufen geben nicht das Licht, aber vielleicht führen sie ihn zum Licht, und darnach kann er ruhig zusehen, wenn sie hinter ihm auch wieder abgebrochen werden.

Th Simon

Ein Bundesgenosse eigner Art

ist kürzlich den Bestrebungen, die gegenwärtig darauf gerichte sind, daß die Lehrstühle der Theologie mit „gläubigen" Professoren besetzt werden, in Max Schneidewin erstanden, dem Verfasse der „Kritischen Gedanken über das Anrecht auf die Besetzun der theologischen Lehrstühle," die in Nr. 12 des ersten Jahr gangs der neuen Wochenschrift „Berliner Rundschau" veröffent licht sind. Wir finden hier das Unternehmen, von philosophischem rein liberalem Standpunkte aus den Nachweis für die Berech tigung dieses Anspruchs zu liefern. Durch die Mitteilunge eines seiner frühern Schüler, der aus Gewissensbedenken nac vortrefflich bestandnem zweiten Examen sich aus der Liste de Predigtamtskandidaten hatte streichen lassen, ist es dem Ver fasser besonders klar vor Augen getreten, daß es ganz unmöglic sei, daß ein ganz ehrlicher Mensch durch die Anhörung unsre theologischen Vorlesungen nicht an seinem kirchlichen Glaube Schiffbruch leiden müsse. Er erkennt einen schweren Notstan der Kirche und einen schlimmen Schaden in unserm Volksleben in der Thatsache, die er mit einem Ausdruck kennzeichnet, de er selber einen sehr starken nennt, daß Heuchelei wenigsten toto genere das sittliche Uebel bezeichnet, an dem bei der jetzige Vorbildung der Prediger viele Mitglieder des geistlichen Stande kranken müssen, und er sieht von den beiden Wegen, die zu Heilung dieses Schadens denkbar sind, einerseits, daß die Kirch auf die Verpflichtung ihrer Diener auf ihr altes Bekenntni verzichte, und andrerseits, daß die Vorbildung ihrer Diene umgestaltet werde, den letztern als den allein möglichen, richtige und vernünftigen an. Der Begründung dieses seines Urteil sollen seine Ausführungen dienen.

Es ist gewiß schon an sich interessant, zu hören, was zu Rechtfertigung eines Anspruchs, der von „positiv-gläubiger Seite gemacht wird, von jemandem vorgebracht wird, der vo einem dem kirchlichen Glauben am meisten entgegengesetzten Stand punkte redet, wenn es auch von vornherein zweifelhaft erscheine muß, ob bei der Verschiedenartigkeit des Ausgangs die zu Stärkung des Gegners angeführten Gründe bei näherer Prü fung wirklich zu diesem Erfolge führen werden.

Die Beweisführung läßt an Deutlichkeit nichts zu wünsche übrig. Kurz zusammengefaßt lautet sie folgendermaßen. Nac liberalen und vernünftigen Anschauungen muß man der Kirch das Recht zuerkennen, sich in ihrer Eigenart als Hüterin gött licher Offenbarungen, die sie zu sein für sich überzeugt ist, un als die sie thatsächlich vieler Menschen Bedürfnisse befriedig zu erhalten. Denn leben und leben lassen, das ist wahrha liberal. „Nur wenn die Kirche gegen eine allgemein für gilti angenommene Moral verstieße, was nicht der Fall ist, müßt man suchen, sie zu ekrasiren." Nun würde aber die Freiheit de wissenschaftlichen Forschung und die Ungebundenheit der theo logischen Lehrthätigkeit die Kirche zerstören. Also muß di Kirche das Recht haben, die Freiheit der Wissenschaft auf ihren Gebiete auszuschließen und zu verlangen, daß ihre zukünftige Diener von solchen Professoren vorgebildet werden, die sich au ihr Bekenntnis verpflichtet haben, und die daran gebunden sind

Der Schwerpunkt dieses Beweises liegt in dem Untersatz daß die Freiheit der Wissenschaft die Wirkung ausübe, di Kirche zu zerstören. Zur Erhärtung dieses Satzes wird Ver schiednes angeführt, was auf die drei Erklärungen hinausläuft daß bei solcher Freiheit keine Garantie vorhanden sei, daß si zur Bestätigung des Glaubens führen werde, daß sie vielmeh das Ansehen der heiligen Schrift vernichten, und daß sie de Glauben an die Wahrheit der kirchlichen Lehre untergrabe müsse. Davon schreibt der Verfasser wörtlich:

Die unbedingte Freiheit der theologischen Wissenschaft hat keinerle Gewißheit, bietet keinerlei Bürgschaft, daß sie nicht zu wesentlichen Ab weichungen von der Lehre der Kirche gelangen werde, ja sie muß z solchen Abweichungen gelangen. Nach unbefangen historisch- un philologisch-kritischer Forschung und philosophischer Beurteilung de Materials kommt man nicht zu dem Ergebnis, daß die heilige Schrif einen gegen jetzt erkannte Wahrheit und gegen sich selbst widerspruchs losen Inhalt habe, daß sie wirklich auf ein Evangelium hinausgehe daß das Evangelium Jesu mit dem des Paulus, welches letztere di Grundlage der Kirchenlehre geworden ist, sich in genügendem Maß decke. Die freie theologische Forschung unterwirft die religiöse Gedanken

ldung der Propheten, Evangelisten und Apostel dem Gesichtspunkte atürlicher, persönlicher Entwicklung nach Maßgabe der individuellen nlage und der auf sie ausgegangnen, geschichtlich bedingten Einflüsse: s ist nicht zu vereinen mit dem kirchlichen Glauben, daß der heilige Geist ottes wenigstens auf den Höhepunkten ihrer geistigen Hinterlassen-haften die ewige Wahrheit rede.

Und weiter:

Es ist nicht zuviel gesagt, man kann geradezu mit wissenschaftlicher estimmtheit wissen, daß das Evangelium der Kirche, die Erlösungslehre, dieser Fassung nicht das Evangelium Jesu Christi selber ist — ganz gesehen davon, daß die kirchliche Erlösungslehre zahlreichen und schwer-iegenden philosophischen Einwendungen unterliegt.

Demgemäß erklärt es der Verfasser gerade für vernünftig, aß die theologische Fakultät in der Körperschaft der vier Fakul-äten eine Ausnahmestellung einnimmt, indem sie beschränkt urch den thatsächlich bestehenden Glauben an die göttliche Offenbarung eine bloß relative wissenschaftliche Freiheit habe; nennt es eine Eitelkeit der Professoren der Theologie, die den überwunden werden müsse, das Unmögliche und in sich lbst Widersinnige vollbringen zu wollen, nämlich die Freiheit der Forschung und die Gebundenheit an das kirchliche Be-enntnis zu vereinen, nur um den drei übrigen Fakultäten in ihrer tellung zur wissenschaftlichen Forschung gleich zu stehen; und er iebt den Trost, daß sie auch so noch eine ersprießliche wissen-haftliche Thätigkeit entfalten können, und daß auch jede andre Wissenschaft auf bestimmten Voraussetzungen beruhe, ja auch äufig genug die Philosophie selber, die allerdings allein ganz voraussetzungslos sein wolle, wie denn Hermann Lotze nachge-wiesen habe, daß selbst die Kantsche Philosophie sich ein ganzes Bündel von Voraussetzungen vorwegnehme.

Der Vorwurf, daß seinen Ausführungen ein ganz katho-ischer Begriff zu Grunde liege, läßt den Verfasser „ganz lt." Dem gegenüber schreibt er:

Man muß sich nicht durch Etiketten und Schlagwörter erschrecken ssen. Die evangelische Kirche will eben, wie die katholische, eine Offen-arungskirche sein und ein Bekenntnis zu einem von Gott geoffenbarten laubensinhalt schon in sich tragen und mitbringen, nicht erst von der enschlichen Forschung oder der menschlichen Entwicklung der Erkenntnis warten: das ist ihre Grundvoraussetzung, wie der Euklitischen Geometrie re elf Axiome. Sie protestirt zwar gegen die katholische Gleichstellung er Tradition mit der Schrift; aber wenn sie in ein grundsätzliches rotestiren als solches ihr Wesen setzen, also jeden Gedanken an einen ir immer festen (und nicht mehr von wissenschaftlichem Ergebnis zu issenschaftlichem Ergebnis fließenden) Glaubensinhalt zurückweisen ollte, so wäre sie eben nicht mehr die evangelische Kirche.

Es wird zugegeben, daß das Studium der Theologie für anz wissenschaftliche Naturen sich dann allerdings nicht eignen würde, daß die Kirche vielleicht manchen Zufluß zum geistlichen Dienst verlieren würde, wenn die Studirenden der Theologie wüßten, daß sie ein unfreies Studium zu sich einlüde; aber olchen Verlust müßte die Kirche ebenso wie den Vorwurf der Unfreiheit gegen ihre theologische Fakultät eben tragen, froh über ihr Entrücktsein aus einem schlimmern Uebel. Denn auf diese Weise würden die Studirenden der Theologie bei der Lenk-amkeit normaler Naturen vor der Gefahr bewahrt, an ihrem Glauben irre und später zu Heuchlern zu werden, und die Kirche vor der Gefahr der Verfälschung und Vernichtung.

Der Verfasser hält es aber für möglich und auch für das Vernünftigste, daß die Anhänger der liberalen Theologie sich ganz von der Kirche trennen und sich zu einer neuen Denomi-nation zusammenschließen, und meint, die evangelische Kirche würde dann in eine sehr gute Mittelstellung gelangen zwischen die katholische und die rein protestantische.

Diese Ausführungen des Verfassers scheinen gewiß auf den ersten Blick manchem unter denen, für deren Interesse er ein-tritt, sehr annehmbar und eine ebenso dankenswerte wie uner-wartete Hilfleistung zu sein. Bei näherer Betrachtung aber tritt die Sache doch in ein andres Licht.

Gewiß, wenn es wahr ist, daß die Freiheit der theolo-gischen Wissenschaft mit Notwendigkeit oder auch nur mit Wahr-scheinlichkeit die Kirche zerstört, dann allerdings hätte ohne jede weitere Frage der Verfasser recht, dann wäre die Forderung unbedingt berechtigt, daß diese Freiheit aufzuheben ist, dann dürften freilich nur solche Professoren, die ganz in dem Be-kenntnisse der Kirche stehen, zu Bildnern der Theologiestudirenden

zugelassen werden, und diese selber müßten vor jeder Berüh-rung mit der Feindin der Kirche und des Glaubens, der freien Wissenschaft, möglichst sorgfältig bewahrt werden. Aber das ist eben die Frage, ob jener Satz wahr ist.

Ist es wahr, daß keinerlei Bürgschaft dafür vorhanden ist, daß die freie Forschung nicht zu solchen Ergebnissen führt, die in unversöhnlichem Gegensatze zu dem christlichen Glauben stehen? Auch nicht in der Regierung des allwaltenden Gottes und in der Leitung des göttlichen Geistes, von dem wir doch glauben, daß er nicht bloß den Stifter der Kirche, den eingebornen Sohn Gottes, ohne Maß erfüllte, und daß er nicht nur auf die Jünger ausgegossen wurde, sondern daß er auch fort und fort in der Kirche wirkt und sie zum Siege über alle ihre Feinde, auch über eine ihr feindliche Wissenschaft führen wird?

Ist es wahr, daß die uneingeschränkte Erforschung der heiligen Schrift unvermeidlich die Erkenntnis mit sich bringt, daß die Bibel nicht Gottes Wort ist, nicht etwa bloß vielleicht eine neugeartete Schätzung derselben, nicht etwa bloß die An-erkennung, daß sie auch ihre menschliche Seite hat, sondern wirklich, daß sie voll unlösbarer Widersprüche ist, und daß nicht die göttliche Wahrheit in ihr zu finden ist?

Ist es wahr, daß die voraussetzungslose wissenschaftliche Prüfung des christlichen Glaubens, nicht etwa nur eine unfertige, an der Oberfläche haftende, sondern die in die Tiefe dringende und allseitige, von jedem wissenschaftlich Denkenden in ihren Resul-taten als zwingend anzuerkennende Prüfung die Ueberzeugung hervorrufen und den Nachweis liefern muß, daß dieser Glaube irrig und unwahr ist?

Kein christlicher Theologe, kein gläubiger und denkender Christ wird das zugeben wollen, kein solcher kann das annehmen. So aber zeigt es sich, daß in der That die „kritischen Gedanken" bei näherer Betrachtung eine der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung ausüben. Denn wenn man die Meinung von dem mit Notwendigkeit erfolgenden zerstörenden Einflusse der freien wissenschaftlichen Forschung auf die Kirche nicht teilen kann, so besinnt man sich demgegenüber eben darauf, daß es allerdings keine äußere, wohl aber eine für den Glauben bestehende Ga-rantie dafür, daß diese Wirkung nicht eintreten wird, giebt, daß trotz aller Bibelkritik mit ihren gesicherten oder ungesicherten Resultaten das Buch, das in allein authentischer Weise die Lehre Jesu und unsern christlichen Glauben enthält, immer seine höchste, göttliche Geltung behalten muß, und daß keine wirklich die Wahrheit erkennende Erforschung der von Gott geschaffnen und geleiteten Welt, auf welche ihrer Teile sie sich auch erstrecken mag, mit der von demselben Gotte geoffenbarten Wahrheit des Glaubens in dauerndem, unlösbarem Widerspruch stehen kann.

Und das führt dann weiter auch dazu, sich klar zu machen, wie der allerdings vorhandne scheinbare Widerspruch, daß die Theologen frei in der Wissenschaft und doch im Glauben der Kirche gebunden sein sollen, seine Lösung findet: daß es nämlich vielmehr bei richtigem wissenschaftlichen Forschen und bei rich-tiger Formulirung des Bekenntnisses das regelmäßige und notwendige Ergebnis des freien Forschens sein muß, daß man sich nach eigner Prüfung mit eigner Ueberzeugung freudig zu dem geoffenbarten Glauben der Kirche bekennt, und daß es entweder auf Fehler in der Feststellung des Bekenntnisses oder auf einen Mangel an wissenschaftlicher Arbeit schließen läßt, wenn ein Theologe zu dem Bruch mit dem Bekenntnis der Kirche als zu dem Ende seiner Studien gelangt. Namentlich wenn man bedenkt, daß doch auf jeder Universität, wenn auch nicht durch lebendigen Vortrag, so durch Bücher alle theolo-gischen Richtungen studirt werden können, und daß man doch erwarten muß, daß das besonders auch zwischen dem ersten und zweiten Examen von jedem Kandidaten geschieht, um nicht auf die Worte des Lehrers zu schwören, sondern sich ein eignes gegründetes Urteil zu bilden. Darum muß es in diesem Zu-sammenhange zweifelhaft werden, ob es gut ist, die Professoren der Theologie noch fester an bestimmt formulirte Bekenntnis-sätze zu binden — denn es ist bekanntlich ein Irrtum, zu meinen, daß die Verpflichtung der Treue gegen den evangelischen Glauben nicht schon jetzt für sie existirte —, oder ob es nicht richtiger ist, sich die Weisheit Gamaliels anzueignen mit seinem

„Da wir jedoch unter dem allgemeinen Eindrucke standen, daß seitens der Oberaufsichtsbehörde etwas zu geschehen habe, so legte ich den Entwurf einer kurzen belehrenden Ansprache an Schwestern und Brüder vor, in dem zur Liebe, Sanftmut und Geduld ermahnt und zugleich allerdings auch auf die gesetzlichen Folgen unrechtmäßigen Thuns hingewiesen wurde. Dieser Entwurf fand, ohne irgend welchen Widerspruch zu erregen, die Billigung sämtlicher Mitglieder der Session der Krankenanstalt, auch des hiesigen Vertreters der Bielefelder Anstalten, unsers Anstaltsgeistlichen. Er wurde deshalb Herrn v. Bodelschwingh zur Genehmigung zugesandt, nachdem aber von dort sechs Wochen keine Antwort eingelaufen war, an das Personal verteilt. Wenige Tage darauf folgte ein Brief des Bielefelder Mutterhauses, der uns kündigte, weil die Anstalt zu Lengerich (Provinz Westfalen) besetzt werden müsse. Außerdem aber erging sich der Brief in sehr lebhaften Beschwerden über das geschilderte Vorgehen der Behörde, sodaß wir damals einstimmig der Ansicht waren, daß Lengerich nur ein vorgeschobner Grund sei."

Hier treten die objektiven Interessengegensätze der beiderseitigen Organisationen, ganz abgesehen von etwaigen persönlichen Zwistigkeiten der streitenden Männer, deutlich und typisch hervor.

Sie werden sich schwerlich völlig beseitigen lassen, so lange die Pflegediakonie nur in der Form der Mutterhausverfassung geübt wird. Aber auch daraus erhellt wieder, wie notwendig es ist, eine Form der Diakonie zu suchen, die unverkürzt und ganz den Krankenhäusern, denen die Pflegerinnen dienen, die Disziplinargewalt über diese giebt und damit eine einheitliche ärztliche und diakonale Therapie ermöglicht, zugleich aber den Pflegerinnen auch gegenüber etwaigen Uebergriffen ihrer Vorgesetzten einen Rückhalt giebt, und vor allem den Charakter der Pflegeleistungen als Diakonie, d. h. geordneter christlicher Liebesthätigkeit, wahrt.

Nachschrift

Vorstehende Ausführungen waren niedergeschrieben, ehe die Nachricht eintraf, daß Dr. Scholz in seiner Stellung als Leiter des St. Jürgenasyls während der Disziplinaruntersuchung, die über ihn verhängt ist, vorläufig abgesetzt sei.*) Ich habe an ihnen nichts zu ändern. Diese disziplinarische und die außerdem angekündigte gerichtliche Untersuchung der Angelegenheit hat jedenfalls den Vorteil, daß nunmehr alles Persönliche in der öffentlichen Behandlung außer Diskussion und dafür die sachliche Differenz — d. h. meines Erachtens nach eben der oben hervorgehobne Interessengegensatz von Mutterhausorganisation und Krankenhausleitung — in den Mittelpunkt gerückt werden muß.

Eine Besorgnis kann ich freilich nicht unterdrücken. Die Disziplinaruntersuchung ist gewiß allen Beteiligten erwünscht, vor allem Dr. Scholz selbst, denn sie wird Schuld oder Unschuld des Angegriffnen herausstellen. Aber für die Diakonie kann es geradezu verhängnisvoll werden, daß, wenigstens nach den Zeitungsnachrichten, eine Disziplinaruntersuchung gegen den Leiter einer Krankenanstalt mittelbar oder unmittelbar durch das Mutterhaus, mit dem die Krankenanstalt zusammenarbeitet, veranlaßt erscheint. Es ist gerade in größern Krankenhäusern das Mißtrauen gegen Mutterhäuser noch lange nicht überwunden, und man sträubt sich, mit ihnen zusammenzuarbeiten, trotz böser Erfahrungen, die man oft genug mit freien Pflegerinnen macht. Man befürchtet Eingriffe in die Befugnisse sowohl des Arztes wie der Verwaltung. Leider läßt sich nach dieser Wendung des Bremer Streites so ziemlich voraussehen, daß man wenigstens in auswärtigen ärztlichen Kreisen noch ein Weiteres und viel Schlimmeres von den Mutterhäusern befürchten wird. Wehe aber der Diakonie, wenn sie statt als Helferin viel mehr als Kontrolle, vielleicht gar als Ausspionirerin des Arztes angesehen wird!

Noch eine Bemerkung, zu der eine vom Reichsboten (Nr. 166) aufgenommne (darum natürlich noch nicht vertretne) Zuschrift Anlaß giebt. Es heißt darin:

Man nenne darum von seiten der Aerzte, die Beschuldigungen

*) So nach der ersten ein wenig grellen Meldung des Reichsboten. In Wirklichkeit ist Dr. Scholz suspendirt von dem Amt eines Direktors der gesamten Bremer Krankenanstalt, führt aber das andre Amt eines Leiters der Irrenabteilung „St. Jürgenasyl" unbehindert weiter. D H

über Beschuldigungen auf mit Namen genannte, christlich-kirchlich geschulte und geleitete Pflegerschaften häufen, doch das Kind beim rechten Namen und erkläre das Christliche als das Schädliche. ... Den Bekennern des Christentums muß es sehr wehe thun, wenn diejenigen ihrer Glieder, die ihre Freude und Ehre sind, dem Abscheu preisgegeben werden. Man bleibe aber nur fest und getrost, der Sturm wird vorübergehen. Der Unglaube wird dem Glauben die Palme der Barmherzigkeit nicht entreißen.

Eine solche Unterstellung fällt unter das Verdikt Matth. 5 22.*) Es ist aber nicht nur höchst ungerecht, sondern überaus gefährlich, die Interessengegensätze der Organisation von Mutterhaus und Krankenhaus — oder Gemeinde, denn im kleinen wiederholen sie sich auch hier — mit dem Gegensatz von Glaube und Unglaube gleich zu setzen. Man thut den Mutterhäusern keinen schlechtern Dienst als diesen! Und nicht minder irreführend und gefährlich ist es, wenn die genannte Zuschrift die symptomatische Bedeutung des v. Bodelschwingh-Scholzschen Streites so charakterisirt:

Verschiedne Standpunkte in Beurteilung und Behandlung der Irren stehen sich zur Zeit in dem Kampfe um geistliche oder medizinische Leitung von Anstalten gegenüber, ohne daß es bei dem Widerstreit zwischen einigen geistlichen und weltlichen Personen über die Tüchtigkeit und Zulässigkeit kirchlich geschulter Pflegekräfte bisher ausdrücklich festgelegt ist; handelt es sich doch eben auch um die Grundfrage, wie Geistesgestörte zu beeinflussen sind: ob in weltlicher Weise oder in christlicher Weise.

Wie die Bielefelder Anstalten selbst über die „geistliche oder medizinische Leitung" von Irrenanstalten denken, zeigt das in ihrem Verlage herausgegebne, von ihrem Anstaltsarzt geschriebne Schriftchen von Liebe, das sich ausdrücklich gegen den immer wieder auftauchenden Zweifel wendet, „ob das Irresein wirklich nur die Erscheinung eines körperlichen Leidens ist, also zur Domäne des Arztes gehört." Evangelische Christen aber müssen sehr ernst und nachdrücklich protestiren gegen die in jenem Artikel zu Tage tretende Vereinerleiung von geistlich und christlich, medizinisch und weltlich. Natürlich wünschen wir von Herzen eine christliche d. h. religiöse Willensbeeinflussung der Irren und wünschen deshalb einerseits christlich gesinnte Psychiater als Aerzte und andrerseits psychiatrisch geschulte Theologen als Seelsorger an den Irrenanstalten. Ob wir erstere und letztere vie[l] haben, kann ich nicht beurteilen, aber das weiß ich doch auch, daß ein Arzt überhaupt nicht Irrenarzt sein kann, der nicht mindestens den therapeutischen Wert religiöser Vorstellungen und Gefühle zu schätzen und zu nutzen weiß. Zimmer

---

Raeburns Tochter

(We Two)

We Two. A novel by Edna Lyall. Copyright edition. In two volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1889**)

In den Nummern 17 und 18 des Jahrgangs 1893 der Christlichen Welt ist der englische Roman Donovan eingehend besprochen worden. Die Verfasserin Edna Lyall hat uns eine zweite Gabe auf den Büchertisch gelegt in dem Roman We two. Wir müssen gewissermaßen eine Fortsetzung von Donovan hierin erblicken. In beiden Büchern wird geschildert, wie eine Menschenseele zu Gott geführt wird, wie sie durch Kreuz zur Krone gelangt. In We two ist es ein geistig hochbegabtes Mädchen, das nach vielen Kämpfen, die teils in äußern Anfechtungen bestehen, teils durch ihre hohe Begabung selbst veranlaßt sind, den Weg zum Glauben findet. Erika Raeburn ist die Tochter des schon in Donovan erwähnten Atheistenpredigers Luke Raeburn. Seine Geschichte ist ja bekannt. Im Vaterhause von einem engherzigen Pfarrer erzogen, kommt er in di[e]

*) Man wußte doch bisher auch in den Kreisen der innern Mission, daß Dr. Scholz nicht zu den Unchristen gehört. Vgl. unter dem Verschiednen der heutigen Nr. Werden und Wachsen. D H

**) Autorisirte Uebersetzung von E. Bagge. Leipzig, Georg Wigand. 5 Mark. — Obiger Artikel war bereits angenommen, ehe das Buch in deutscher Uebersetzung erschien. Damit sei die ausführliche Wiedergabe der Fabel entschuldigt. Denn sie wird zum Unrecht gegen Dichter und Verleger, wo sie den Lesern das Lesen des Buchs selber erspart. Ich hoffe, daß dies nun hier doch nicht die Wirkung sein wird. D H

bildung der Propheten, Evangelisten und Apostel dem Gesichtspunkte natürlicher, persönlicher Entwicklung nach Maßgabe der individuellen Anlage und der auf sie ausgegangnen, geschichtlich bedingten Einflüsse: das ist nicht zu vereinen mit dem kirchlichen Glauben, daß der heilige Geist Gottes wenigstens auf den Höhepunkten ihrer geistigen Hinterlassenschaften die ewige Wahrheit rede.

Und weiter:

Es ist nicht zuviel gesagt, man kann geradezu mit wissenschaftlicher Bestimmtheit wissen, daß das Evangelium der Kirche, die Erlösungslehre, in dieser Fassung nicht das Evangelium Jesu Christi selber ist — ganz abgesehen davon, daß die kirchliche Erlösungslehre zahlreichen und schwerwiegenden philosophischen Einwendungen unterliegt.

Demgemäß erklärt es der Verfasser gerade für vernünftig, daß die theologische Fakultät in der Körperschaft der vier Fakultäten eine Ausnahmestellung einnimmt, indem sie beschränkt durch den thatsächlich bestehenden Glauben an die göttliche Offenbarung eine bloß relative wissenschaftliche Freiheit habe; er nennt es eine Eitelkeit der Professoren der Theologie, die eben überwunden werden müsse, das Unmögliche und in sich selbst Widersinnige vollbringen zu wollen, nämlich die Freiheit in der Forschung und die Gebundenheit an das kirchliche Bekenntnis zu vereinen, nur um den drei übrigen Fakultäten in ihrer Stellung zur wissenschaftlichen Forschung gleich zu stehen; und er giebt den Trost, daß sie auch so noch eine ersprießliche wissenschaftliche Thätigkeit entfalten können, und daß auch jede andre Wissenschaft auf bestimmten Voraussetzungen beruhe, ja auch häufig genug die Philosophie selber, die allerdings allein ganz voraussetzungslos sein wolle, wie denn Hermann Lotze nachgewiesen habe, daß selbst die Kantsche Philosophie sich ein ganzes Bündel von Voraussetzungen vorwegnehme.

Der Vorwurf, daß seinen Ausführungen ein ganz katholischer Begriff zu Grunde liege, läßt den Verfasser „ganz kalt." Dem gegenüber schreibt er:

Man muß sich nicht durch Etiketten und Schlagwörter erschrecken lassen. Die evangelische Kirche will eben, wie die katholische, eine Offenbarungskirche sein und ein Bekenntnis zu einem von Gott geoffenbarten Glaubensinhalt schon in sich tragen und mitbringen, nicht erst von der menschlichen Forschung oder der menschlichen Entwicklung der Erkenntnis erwarten: das ist ihre Grundvoraussetzung, wie der Euklitischen Geometrie ihre elf Axiome. Sie protestirt zwar gegen die katholische Gleichstellung der Tradition mit der Schrift; aber wenn sie in ein grundsätzliches Protestiren als solches ihr Wesen setzen, also jeden Gedanken an einen für immer festen (und nicht mehr von wissenschaftlichem Ergebnis zu wissenschaftlichem Ergebnis fließenden) Glaubensinhalt zurückweisen wollte, so wäre sie eben nicht mehr die evangelische Kirche.

Es wird zugegeben, daß das Studium der Theologie für ganz wissenschaftliche Naturen sich dann allerdings nicht eignen würde, daß die Kirche vielleicht manchen Zufluß zum geistlichen Dienst verlieren würde, wenn die Studirenden der Theologie wüßten, daß sie ein unfreies Studium zu sich einlüde; aber solchen Verlust müßte die Kirche ebenso wie den Vorwurf der Unfreiheit gegen ihre theologische Fakultät eben tragen, froh über ihr Entrücktsein aus einem schlimmern Uebel. Denn auf diese Weise würden die Studirenden der Theologie bei der Lenksamkeit normaler Naturen vor der Gefahr bewahrt, an ihrem Glauben irre und später zu Heuchlern zu werden, und die Kirche vor der Gefahr der Verfälschung und Vernichtung.

Der Verfasser hält es aber für möglich und auch für das Vernünftigste, daß die Anhänger der liberalen Theologie sich ganz von der Kirche trennen und sich zu einer neuen Denomination zusammenschließen, und meint, die evangelische Kirche würde dann in eine sehr gute Mittelstellung gelangen zwischen die katholische und die rein protestantische.

Diese Ausführungen des Verfassers scheinen gewiß auf den ersten Blick manchem unter denen, für deren Interesse er eintritt, sehr annehmbar und eine ebenso dankenswerte wie unerwartete Hilfleistung zu sein. Bei näherer Betrachtung aber tritt die Sache doch in ein andres Licht.

Gewiß, wenn es wahr ist, daß die Freiheit der theologischen Wissenschaft mit Notwendigkeit oder auch nur mit Wahrscheinlichkeit die Kirche zerstört, dann allerdings hätte ohne jede weitere Frage der Verfasser recht, dann wäre die Forderung unbedingt berechtigt, daß diese Freiheit aufzuheben ist, dann dürften freilich nur solche Professoren, die ganz in dem Bekenntnisse der Kirche stehen, zu Bildnern der Theologiestudirenden

zugelassen werden, und diese selber müßten vor jeder Berührung mit der Feindin der Kirche und des Glaubens, der freien Wissenschaft, möglichst sorgfältig bewahrt werden. Aber das ist eben die Frage, ob jener Satz wahr ist.

Ist es wahr, daß keinerlei Bürgschaft dafür vorhanden ist, daß die freie Forschung nicht zu solchen Ergebnissen führt, die in unversöhnlichem Gegensatze zu dem christlichen Glauben stehen? Auch nicht in der Regierung des allwaltenden Gottes und in der Leitung des göttlichen Geistes, von dem wir doch glauben, daß er nicht bloß den Stifter der Kirche, den eingebornen Sohn Gottes, ohne Maß erfüllte, und daß er nicht nur auf die Jünger ausgegossen wurde, sondern daß er auch fort und fort in der Kirche wirkt und sie zum Siege über alle ihre Feinde, auch über eine ihr feindliche Wissenschaft führen wird?

Ist es wahr, daß die uneingeschränkte Erforschung der heiligen Schrift unvermeidlich die Erkenntnis mit sich bringt, daß die Bibel nicht Gottes Wort ist, nicht etwa bloß vielleicht eine neugeartete Schätzung derselben, nicht etwa bloß die Anerkennung, daß sie auch ihre menschliche Seite hat, sondern wirklich, daß sie voll unlösbarer Widersprüche ist, und daß nicht die göttliche Wahrheit in ihr zu finden ist?

Ist es wahr, daß die voraussetzungslose wissenschaftliche Prüfung des christlichen Glaubens, nicht etwa nur eine unfertige, an der Oberfläche haftende, sondern die in die Tiefe dringende und allseitige, von jedem wissenschaftlich Denkenden in ihren Resultaten als zwingend anzuerkennende Prüfung die Ueberzeugung hervorrufen und den Nachweis liefern muß, daß dieser Glaube irrig und unwahr ist?

Kein christlicher Theologe, kein gläubiger und denkender Christ wird das zugeben wollen, kein solcher kann das annehmen. So aber zeigt es sich, daß in der That die „kritischen Gedanken" bei näherer Betrachtung eine der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung ausüben. Denn wenn man die Meinung von dem mit Notwendigkeit erfolgenden zerstörenden Einflusse der freien wissenschaftlichen Forschung auf die Kirche nicht teilen kann, so besinnt man sich demgegenüber eben darauf, daß es allerdings keine äußere, wohl aber eine für den Glauben bestehende Garantie dafür, daß diese Wirkung nicht eintreten wird, giebt, daß trotz aller Bibelkritik mit ihren gesicherten oder ungesicherten Resultaten das Buch, das in allein authentischer Weise die Lehre Jesu und unsern christlichen Glauben enthält, immer seine höchste, göttliche Geltung behalten muß, und daß keine wirklich die Wahrheit erkennende Erforschung der von Gott geschaffnen und geleiteten Welt, auf welche ihrer Teile sie sich auch erstrecken mag, mit der von demselben Gotte geoffenbarten Wahrheit des Glaubens in dauerndem, unlösbarem Widerspruch stehen kann.

Und das führt dann weiter auch dazu, sich klar zu machen, wie der allerdings vorhandne scheinbare Widerspruch, daß die Theologen frei in der Wissenschaft und doch im Glauben der Kirche gebunden sein sollen, seine Lösung findet: daß es nämlich vielmehr bei richtigem wissenschaftlichen Forschen und bei richtiger Formulirung des Bekenntnisses das regelmäßige und notwendige Ergebnis des freien Forschens sein muß, daß man sich nach eigner Prüfung mit eigner Ueberzeugung freudig zu dem geoffenbarten Glauben der Kirche bekennt, und daß es entweder auf Fehler in der Feststellung des Bekenntnisses oder auf einen Mangel an wissenschaftlicher Arbeit schließen läßt, wenn ein Theologe zu dem Bruch mit dem Bekenntnis der Kirche als zu dem Ende seiner Studien gelangt. Namentlich wenn man bedenkt, daß doch auf jeder Universität, wenn auch nicht durch lebendigen Vortrag, so durch Bücher alle theologischen Richtungen studirt werden können, und daß man doch erwarten muß, daß das besonders auch zwischen dem ersten und zweiten Examen von jedem Kandidaten geschieht, um nicht auf die Worte des Lehrers zu schwören, sondern sich ein eignes gegründetes Urteil zu bilden. Darum muß es in diesem Zusammenhange zweifelhaft werden, ob es gut ist, die Professoren der Theologie noch fester an bestimmt formulirte Bekenntnissätze zu binden — denn es ist bekanntlich ein Irrtum, zu meinen, daß die Verpflichtung der Treue gegen den evangelischen Glauben nicht schon jetzt für sie existirte —, oder ob es nicht richtiger ist, sich die Weisheit Gamaliels anzueignen mit seinem

„Da wir jedoch unter dem allgemeinen Eindrucke standen, daß seitens der Oberaufsichtsbehörde etwas zu geschehen habe, so legte ich den Entwurf einer kurzen belehrenden Ansprache an Schwestern und Brüder vor, in dem zur Liebe, Sanftmut und Geduld ermahnt und zugleich allerdings auch auf die gesetzlichen Folgen unrechtmäßigen Thuns hingewiesen wurde. Dieser Entwurf fand, ohne irgend welchen Widerspruch zu erregen, die Billigung sämtlicher Mitglieder der Session der Krankenanstalt, auch des hiesigen Vertreters der Bielefelder Anstalten, unsers Anstaltsgeistlichen. Er wurde deshalb Herrn v. Bodelschwingh zur Genehmigung zugesandt, nachdem aber von dort sechs Wochen keine Antwort eingelaufen war, an das Personal verteilt. Wenige Tage darauf folgte ein Brief des Bielefelder Mutterhauses, der uns kündigte, weil die Anstalt zu Lengerich (Provinz Westfalen) besetzt werden müsse. Außerdem aber erging sich der Brief in sehr lebhaften Beschwerden über das geschilderte Vorgehen der Behörde, sodaß wir damals einstimmig der Ansicht waren, daß Lengerich nur ein vorgeschobner Grund sei."

Hier treten die objektiven Interessengegensätze der beiderseitigen Organisationen, ganz abgesehen von etwaigen persönlichen Zwistigkeiten der streitenden Männer, deutlich und typisch hervor.

Sie werden sich schwerlich völlig beseitigen lassen, so lange die Pflegediakonie nur in der Form der Mutterhausverfassung geübt wird. Aber auch daraus erhellt wieder, wie notwendig es ist, eine Form der Diakonie zu suchen, die unverkürzt und ganz den Krankenhäusern, denen die Pflegerinnen dienen, die Disziplinargewalt über diese giebt und damit eine einheitliche ärztliche und diakonale Therapie ermöglicht, zugleich aber den Pflegerinnen auch gegenüber etwaigen Uebergriffen ihrer Vorgesetzten einen Rückhalt giebt, und vor allem den Charakter der Pflegeleistungen als Diakonie, d. h. geordneter christlicher Liebesthätigkeit, wahrt.

Nachschrift

Vorstehende Ausführungen waren niedergeschrieben, ehe die Nachricht eintraf, daß Dr. Scholz in seiner Stellung als Leiter des St. Jürgenasyls während der Disziplinaruntersuchung, die über ihn verhängt ist, vorläufig abgesetzt sei.*) Ich habe an ihnen nichts zu ändern. Diese disziplinarische und die außerdem angekündigte gerichtliche Untersuchung der Angelegenheit hat jedenfalls den Vorteil, daß nunmehr alles Persönliche in der öffentlichen Behandlung außer Diskussion und dafür die sachliche Differenz — d. h. meines Erachtens nach eben der oben hervorgehobne Interessengegensatz von Mutterhausorganisation und Krankenhausleitung — in den Mittelpunkt gerückt werden muß.

Eine Besorgnis kann ich freilich nicht unterdrücken. Die Disziplinaruntersuchung ist gewiß allen Beteiligten erwünscht, vor allem Dr. Scholz selbst, denn sie wird Schuld oder Unschuld des Angegriffnen herausstellen. Aber für die Diakonie kann es geradezu verhängnisvoll werden, daß, wenigstens nach den Zeitungsnachrichten, eine Disziplinaruntersuchung gegen den Leiter einer Krankenanstalt mittelbar oder unmittelbar durch das Mutterhaus, mit dem die Krankenanstalt zusammenarbeitet, veranlaßt erscheint. Es ist gerade in größern Krankenhäusern das Mißtrauen gegen Mutterhäuser noch lange nicht überwunden, und man sträubt sich, mit ihnen zusammenzuarbeiten, trotz böser Erfahrungen, die man oft genug mit freien Pflegerinnen macht. Man befürchtet Eingriffe in die Befugnisse sowohl des Arztes wie der Verwaltung. Leider läßt sich nach dieser Wendung des Bremer Streites so ziemlich voraussehen, daß man wenigstens in auswärtigen ärztlichen Kreisen noch ein Weiteres und viel Schlimmeres von den Mutterhäusern befürchten wird. Wehe aber der Diakonie, wenn sie statt als Helferin viel mehr als Kontrolle, vielleicht gar als Ausspionirerin des Arztes angesehen wird!

Noch eine Bemerkung, zu der eine vom Reichsboten (Nr. 166) aufgenommne (darum natürlich noch nicht vertretne) Zuschrift Anlaß giebt. Es heißt darin:

Man nenne darum von seiten der Aerzte, die Beschuldigungen über Beschuldigungen auf mit Namen genannte, christlich-kirchlich geschulte und geleitete Pflegerschaften häufen, doch das Kind beim rechten Namen und erkläre das Christliche als das Schädliche.... Den Bekennern des Christentums muß es sehr wehe thun, wenn diejenigen ihrer Glieder, die ihre Freude und Ehre sind, dem Abscheu preisgegeben werden. Man bleibe aber nur fest und getrost, der Sturm wird vorübergehen. Der Unglaube wird dem Glauben die Palme der Barmherzigkeit nicht entreißen.

Eine solche Unterstellung fällt unter das Verdikt Matth. 5, 22.*) Es ist aber nicht nur höchst ungerecht, sondern überaus gefährlich, die Interessengegensätze der Organisation von Mutterhaus und Krankenhaus — oder Gemeinde, denn im kleinen wiederholen sie sich auch hier — mit dem Gegensatz von Glaube und Unglaube gleich zu setzen. Man thut den Mutterhäusern keinen schlechtern Dienst als diesen! Und nicht minder irreführend und gefährlich ist es, wenn die genannte Zuschrift die symptomatische Bedeutung des v. Bodelschwingh-Scholzschen Streites so charakterisirt:

Verschiedne Standpunkte in Beurteilung und Behandlung der Irren stehen sich zur Zeit in dem Kampfe um geistliche oder medizinische Leitung von Anstalten gegenüber, ohne daß es bei dem Widerstreit zwischen einigen geistlichen und weltlichen Personen über die Tüchtigkeit und Zulässigkeit kirchlich geschulter Pflegekräfte bisher ausdrücklich festgelegt ist; handelt es sich doch eben auch um die Grundfrage, wie Geistesgestörte zu beeinflussen sind: ob in weltlicher Weise oder in christlicher Weise.

Wie die Bielefelder Anstalten selbst über die „geistliche oder medizinische Leitung" von Irrenanstalten denken, zeigt das in ihrem Verlage herausgegebne, von ihrem Anstaltsarzt geschriebne Schriftchen von Liebe, das sich ausdrücklich gegen den immer wieder auftauchenden Zweifel wendet, „ob das Irresein wirklich nur die Erscheinung eines körperlichen Leidens ist, also zur Domäne des Arztes gehört." Evangelische Christen aber müssen sehr ernst und nachdrücklich protestiren gegen die in jenem Artikel zu Tage tretende Vereinerleiung von geistlich und christlich, medizinisch und weltlich. Natürlich wünschen wir von Herzen eine christliche d. h. religiöse Willensbeeinflussung der Irren und wünschen deshalb einerseits christlich gesinnte Psychiater als Aerzte und andrerseits psychiatrisch geschulte Theologen als Seelsorger an den Irrenanstalten. Ob wir erstere und letztere viel haben, kann ich nicht beurteilen, aber das weiß ich doch auch, daß ein Arzt überhaupt nicht Irrenarzt sein kann, der nicht mindestens den therapeutischen Wert religiöser Vorstellungen und Gefühle zu schätzen und zu nutzen weiß. Zimmer

*) So nach der ersten ein wenig grellen Meldung des Reichsboten. In Wirklichkeit ist Dr. Scholz suspendirt von dem Amt eines Direktors der gesamten Bremer Krankenanstalt, führt aber das andre Amt eines Leiters der Irrenabteilung „St. Jürgenasyl" unbehindert weiter. D H

*) Man wußte doch bisher auch in den Kreisen der innern Mission, daß Dr. Scholz nicht zu den Unchristen gehört. Vgl. unter dem Verschiednen der heutigen Nr. Werden und Wachsen. D H

Raeburns Tochter
(We Two)

We Two. A novel by Edna Lyall. Copyright edition. In two volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1889**)

In den Nummern 17 und 18 des Jahrgangs 1893 der Christlichen Welt ist der englische Roman Donovan eingehend besprochen worden. Die Verfasserin Edna Lyall hat uns eine zweite Gabe auf den Büchertisch gelegt in dem Roman We two. Wir müssen gewissermaßen eine Fortsetzung von Donovan hierin erblicken. In beiden Büchern wird geschildert, wie eine Menschenseele zu Gott geführt wird, wie sie durch Kreuz zur Krone gelangt. In We two ist es ein geistig hochbegabtes Mädchen, das nach vielen Kämpfen, die teils in äußern Anfechtungen bestehen, teils durch ihre hohe Begabung selbst veranlaßt sind, den Weg zum Glauben findet. Erika Raeburn ist die Tochter des schon in Donovan erwähnten Atheistenpredigers Luke Raeburn. Seine Geschichte ist ja bekannt. Im Vaterhause von einem engherzigen Pfarrer erzogen, kommt er in die

**) Autorisirte Uebersetzung von E. Bagge. Leipzig, Georg Wigand. 5 Mark. — Obiger Artikel war bereits angenommen, ehe das Buch in deutscher Uebersetzung erschien. Damit sei die ausführliche Wiedergabe der Fabel entschuldigt. Denn sie wird zum Unrecht gegen Dichter und Verleger, wo sie den Lesern das Lesen des Buchs selber erspart. Ich hoffe, daß dies nun hier doch nicht die Wirkung sein wird. D H

ielt und bricht mit den Fesseln, die ihm im Elternhause anlegt sind. Statt Kämpfer für den Glauben zu werden, wie der Vater wünscht, wird er Kämpfer gegen den Glauben. as Vaterhaus schließt sich ihm für immer nach diesem Schritte. eine Tochter Erika, oder wie er sie lieber nennt, sein kleiner ohn Erich hat trotz häufiger bitterer Not die sorgfältigste Erehung erhalten. Er selbst hat, so sehr in Anspruch genommen ich seine Zeit gewesen ist, die Entwicklung seiner Tochter mit r peinlichsten Sorgfalt überwacht und sich in ihr eine Mitbeiterin erzogen, auf die er stolz sein darf. Auch äußerlich ird sie uns liebreizend geschildert, und die ungekünstelte aivität, ihre Schlagfertigkeit, der es nicht an Humor gebricht, erfen angenehme Lichtstreifen über ihre im allgemeinen ernste estalt. An ihrem Vater hängt sie mit fast abgöttischer Liebe, les Gute und Edle sieht sie in ihm verkörpert. Gegen alles, as Christentum heißt, trägt sie einen so kräftigen Haß zur chau, daß man sich oft über die Weise, wie er sich äußert, nes Lächelns nicht erwehren kann. Geradezu köstlich ist die zene, die sich abspielt zwischen ihr und dem schon in Donovan wähnten Pfarrer Charles Osmond. Erika kennt ihn nicht d empfängt ihn in der ungenirtesten Art. Sie hält ihn r einen Anhänger des Säkularismus, wie sich ihre Sekte nnt, und urteilt in halb kindlicher, halb scharfer Weise über e Christen ab. Als sie ihren Gast als Geistlichen erkennt, richt sie in den entschuldigenden Ausruf aus: You seemed too ce to be a clergyman (Sie machten einen zu netten Eindruck, n Geistlicher zu sein). Zwischen beiden entwickelt sich ein reundschaftsverhältnis, das für Erika sehr folgenreich wird. ie erstaunt über seine durchaus gerechte Beurteilung ihres aters, und da sie dergleichen seitens der Christen nicht geohnt ist, so beruhigt sie sich endlich damit, daß er eine Ausahme bilden müsse. Sie begleitet ihren Vater und Charles smond zu einer Versammlung, hört die Rede ihres Vaters, e darauf folgende Gegenrede seines Angreifers und sieht zußt Charles Osmond die Tribüne besteigen. Nun wird gehildert, wie dieser Mann: the very incarnation of brotherness, von der Bruderliebe, die Menschen und Christen unter nander haben sollen, in ergreifenden Worten spricht; seine ede gipfelt in dem „Einen," der uns von Ewigkeit her geliebt t. Da zum erstenmal taucht in Erika der Gedanke auf: enn das Christentum wahr wäre? Sie sucht ihn zu belächeln, vergessen, aber die Frage bleibt als Stachel in ihrem erzen zurück.

Bald darauf sehen wir Erika in Paris wieder. Ihr ater hat eine bedeutende Geldsumme verloren, und Erika enthließt sich nach langem, innerm Kampfe dazu, ihr Vaterhaus verlassen, um ihre Fähigkeiten in einer Pariser Schule zu rwerten. Und was für ein glückliches Heim verläßt sie! o stürmisch sich draußen in der Welt auch das Leben Luke aeburns gestaltet, in seinem Daheim herrschen Friede und ertrauen. Auch die seit Jahren an das Krankenbett gefesselte lutter paßt harmonisch in den Rahmen des Familienlebens. or ihrer Abreise nach Paris erfährt Erika aber noch eine so rletzende Behandlung von einer Christin, daß ihr etwas einschlafner Zorn gegen Christianity wieder von neuem entfacht ird. Sie hatte Blumen in ein Hospital gebracht, um die anken Kinder zu erfreuen. Die Blumen werden dankend annommen, als sie aber ihren Namen Erika Raeburn nennt, werden sie ihr von der engherzigen vorstehenden Schwester it harten Worten zurückgegeben. Auch im Osmondschen Hause ißt Erikas Scheiden eine große Lücke, besonders ist Charles smonds Sohn Brian schmerzlich dadurch bewegt, da er eine nige Liebe für Erika im Herzen trägt, eine Liebe, die beim sten Sehen entglommen war, und die ihm Jahre des Duldens d Leidens bringen sollte. Erika ahnt nichts von diesen Gehlen, ihr Vater ist bis jetzt der einzige, dem sie alles Denken d Lieben widmet. In Paris ist Erika im Hause von Mame Lemercier bald der allgemeine Liebling. Besonders fühlt e sich zu einer jungen Deutschen hingezogen, nur vermag sie cht zu verstehen, wie diese sich stets Ermutigung und Trost Gebete holen kann. Sie ist eine noch eifrigere Säkularistin der Fremde geworden. Der plötzlich eingetretene Tod ihrer

Mutter bringt sie wieder in die Heimat zurück. Dann kommt infolge der seelischen Erschütterung eine Zeit der Ermattung über sie, in der nichts sie zu fesseln vermag. In einer schlaflosen Nacht hat sie sich vergeblich gemüht, sich durch Lesen müde zu machen. Zuletzt hat sie Dickens' Tale of two cities vorgenommen und darin den Satz gefunden: I am the resurrection and the life. Wie konnte ein Mensch sich erkühnen, so etwas von sich zu sagen! Sie holt sich die Bibel und liest das 11. Kapitel des Evangeliums Johannis begierig durch, doch scheint ihr die dort erzählte Auferweckung des Lazarus mehr einem Märchen ähnlich als einer Thatsache. Sie zwingt sich, die bei ihr überhand nehmende Lethargie abzuschütteln, und beginnt eifrig zu arbeiten. Sie bereitet sich zu einem Examen vor, sie schreibt kleinere Aufsätze für den Idol-Breaker, das Organ des Säkularismus, kurz, sie beschäftigt sich geistig auf jede erdenkliche Art, um nur der Frage aus dem Wege zu gehen: Ist Christentum wahr? Als Charles Osmond sie besucht, wendet sich wie gewöhnlich zwischen diesen beiden das Gespräch den brennenden Fragen zu: Was ist Christentum? wie soll ein Christ sein? Charles Osmond hat stets dieselben Antworten: Christentum ist Leben, und ein Christ soll christlike sein. Da bricht Erika in die bittern Worte aus: Ihr Christen habt mich mit dem Blute meines Vaters zum Atheismus getauft. Sie erzählt, daß als erste Erinnerung ihr noch immer jene Stunde vor Augen stehe, in der eine tobende, aufgeregte Menge auf der Straße ihren Vater umdrängte und unter Schlägen, Stößen und Steinwürfen gebrüllt habe: Nieder mit dem Atheisten! Zuletzt traf ihn, der allein gegen tausend stand, ein Stein.

Da brach ich zusammen, so schließt sie, und die, die meinen Vater fast gemordet hätten, sind Christen gewesen, von der Geistlichkeit ermutigt zu solch brutalem Vorgehen.

Und doch, trotz aller Ungerechtigkeit, trotz aller Unbill, die Ihrem Vater widerfahren, und die ich tief mitfühle, unterbricht Charles Osmond sie, bitte ich Sie nicht ungerecht zu urteilen. Sie, die Sie sich Ihrer Gerechtigkeitsliebe rühmen, müssen sehr vorsichtig sein, sich nicht durch das rohe Vorgehen einiger Christen gegen das Christentum beeinflussen zu lassen. Sie sagen, daß wir von vornherein ein Vorurteil für Christus haben, aber Sie müssen auch ehrlich eingestehen, daß Sie ein dreifaches Vorurteil sogar gegen den Namen „Christ" haben. Ein Christ bedeutet für Sie fast immer einen von den irregeleiteten Verfolgern Ihres Vaters.

Das Gespräch hallt in Erika nach, lange nachdem Charles Osmond fortgegangen ist. Sie wird innerlich immer unruhiger, fast könnte sie Charles Osmond hassen um der peinigenden Fragen willen, die er in ihr angeregt hat, und doch wieder fühlt sie sich mit unwiderstehlicher Macht zu ihrem „Propheten," wie sie ihn scherzend nennt, hingezogen. Was hat ihn so vorurteilsfrei, so milde und doch wieder so ernst, so klarblickend und doch so liebreich entschuldigend gemacht? Sie grübelt über diese Fragen bis zur Ueberreizung; außerdem arbeitet sie hart an den Examensarbeiten, sodaß eine solche Mattigkeit über sie kommt, daß sie auf Drängen ihrer Freunde ärztliche Hilfe in Anspruch nimmt. Der Ausspruch des Arztes lautet: „Verkrümmung des Rückgrates und ein ganzes Jahr in liegender Stellung zubringen." Geradezu rührend ist es, wie sie ihrem Vater die Schreckensnachricht übermittelt. Humorvoll nennt sie sich selbst ein passives Verb, aber als sie sich selbst und der Einsamkeit überlassen ist, da bricht ein gewaltiger Sturm in ihr los. Sie hadert gegen ihr Geschick, aber sie gesteht sich ein, daß nicht ihre Krankheit sie so aufregt, sondern die Furcht, daß sie jetzt Zeit hat zum Nachdenken. Um dieser Angst willen hat sie sich krank gearbeitet, und jetzt muß sie ruhn und muß den Gedanken stand halten, die kommen werden, wie sie mit Bestimmtheit weiß. Und bald genug sieht sie der Gefahr ins Auge. Charles Osmond besucht sie; sie macht ihrem Zorn über die Widersacher ihres Vaters, die absichtlich stets seine Worte mißdeuten, in erregten Worten Luft. Osmond stimmt ihr bei, sagt ihr aber dann sehr ernst zum erstenmal, daß sie ganz dasselbe täglich thut, was sie ihren Feinden zur Last legt:

Haben Sie niemals die Worte mißdeutet? Sie verleugnen Ihn und den Glauben an ihn, und doch haben Sie niemals sein Leben studirt. Sie haben das Neue Testament durch einen Schleier von Vorurteilen gelesen. Verstehen Sie mich recht, ich sage kein Wort zur Verteidigung jener sogenannten Christen, die Sie unwürdig oder un-

barmherzig behandeln, aber ich sage Ihnen, daß, soweit ich sehen kann, Sie gerade so ungerecht gegen Christus sind, wie Ihre Widersacher gegen Ihren Vater. Gegenwärtig sind Sie besonders ungerecht, denn Sie wollen sich nicht die Mühe machen, das Leben des Herrn zu studiren.

Erikas Zorn ist zuerst sprachlos, dann aber, als Osmond gegangen ist, giebt sie ihm Ausdruck in den heftigsten Worten. Sie geht sogar so weit, ihrem „Helden," wie sie ihn im Stillen nennt, den Vorwurf zu machen, daß er schließlich auch nur ein Priester sei, der darauf ausginge, Fehler andrer zu entdecken. Aber in der Stille der Nacht kommen ihr andre Gedanken, und am nächsten Morgen empfängt Charles Osmond ein Briefchen von Erika, in dem sie eingesteht, daß er mit seiner Anklage recht gehabt habe, und daß sie ihn bitten wolle, mit ihr Griechisch zu treiben. In der Ursprache möchte sie das Neue Testament lesen, um ganz klar und gerecht über Christi Charakter urteilen zu können. „Nicht, daß ich mich je bekehren würde, aber ich will Ihnen nicht ungerecht erscheinen," schreibt sie. — Osmond kommt zu ihr, um ihrem Wunsche zu willfahren. Ehe er aber den Unterricht beginnt, sagt er ihr, ein wie scharfer Schmerz es ihm gewesen sei, ihr so wehe zu thun. Da fragt sie ihn ziemlich unvermittelt, warum er immer wieder käme trotz der Anfeindungen, denen er sich dadurch aussetze. „Sie wissen ja, wir sind geächtet und außerdem noch Ihre Gegner." Da läßt er Paulus für sich antworten: Die Liebe Christi zwinget uns. Dann vertiefen sich beide in die Geheimnisse der neutestamentlichen Sprache. Sie beginnt zu verstehen, daß Christus ohne Zweifel ein großes Ideal sein müsse.

> Aber obgleich ich zu sehen beginne, warum Sie diesen Menschen sich zum Ideal erkoren haben, kann ich natürlich viel von seiner Lehre nicht anerkennen. Wenn er von der Liebe zu den Menschen spricht, so kann ich ihn verstehen, und man ist versucht, seinem Gebote zu gehorchen, aber wenn er von Gott spricht, so muß ich natürlich denken, daß er sich einer Täuschung hingiebt. Sie können die Jungfrau von Orleans bewundern und die große Schönheit ihres Charakters einsehen, aber Sie müssen doch eingestehen, daß sie unter dem Einfluß einer Täuschung handelte. Sie mögen den Charakter Gotamas bewundern, ohne den Buddhismus als wahre Religion anzuerkennen; und so ist es mit Christus, ich kann seinen Charakter bewundern und verehren und kann doch glauben, daß er im Irrtum gewesen ist.

Mittlerweile vergehen Monate und Jahre. Erika ist zweiundzwanzig Jahre alt geworden und wieder vollständig hergestellt. Während ihr Vater im Hydepark einer großen Versammlung gegenüber steht, sitzt in dem kleinen Hause von Guilford Square Erika Charles Osmond gegenüber. Sie weiß, daß die Versammlung stürmisch ausfallen wird, und sie kann ihre Angst um ihren Vater nicht verbergen.

> Ich weiß, daß Sie jetzt beten würden; aber wenn Euer Gott allwissend ist, so weiß er auch meines Vaters Ende, und was nützen dann meine Gebete? Ueberdies, wenn Gott seine ursprünglichen Absichten durch menschlichen Willen ändern würde, so glaube ich kaum, daß ich es dann für wert erachten würde, an ihn zu glauben.

Osmond sagt ihr, gerade wie ein Kind seine Wünsche und Bitten zum Vater bringe, so sollen wir mit unsern Anliegen zum Allvater kommen, ohne daß gesagt sei, daß sie erfüllt würden. Erikas Einwurf, daß ja dann Gebete Zeitverschwendung wären, beantwortet er mit einem „Ja," vorausgesetzt, daß sie erzwungen wären. Aber wenn man sich gewöhne, alles mit dem Herrn zu besprechen, käme man auch endlich zu dem einzig richtigen Gebete: Dies sind meine Kümmernisse, dies sind meine Wünsche, aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Nun wirft Erika eine neue Frage auf: Wie können Sie an Unsterblichkeit glauben? Und wieder geht Charles Osmond liebevoll darauf ein. Er bedeutet ihr, daß Gott ja nicht der Allerbarmer wäre, wenn er Kinder schüfe, um sie dann wieder wegzuwischen, sondern daß er sie durch dieses zeitliche Leben voll Sünden und Beschwerden zu der Pforte des vollkommnen Lebens führen will, um ihnen dort zuzurufen: Kommt herein, ihr Gesegneten des Herrn. Gedankenvoll räumt Erika ein, daß, wenn irgend ein Christentum wahr sei, sie wohl wünsche, es möchte dieses und nicht das blutdürstige der Kalvinisten sein. Kaum hat sie das gesagt, da wird ihr Vater in das Haus getragen, eine blutüberströmte, leblose Masse.

Und wieder zieht die Sorge in das Haus ein, die Sorge um das vielgeliebte und vielgeschmähte Haupt Luke Raeburns. Endlich nach vielen bangen Stunden dringt auch hier wied Licht und Leben ein. Luke Raeburn befindet sich auf dem We der Besserung. Erika besucht auf seinen Wunsch eine Versamm lung; es befremdet sie, daß alles, was der Vertreter ihr Vaters sagt, ihr unangenehme Empfindungen erweckt. Mi einer Last auf dem Herzen, die ihr fast körperliche Pein schaf geht sie seit dem Tage einher, und als die Bürde ihr z schwer erscheint, um weiter getragen zu werden, löst sich e Gebetsschrei aus ihrer Seele:

> Gott, ich habe keinen Grund zu denken, daß Du bist, nur füh ich, daß Du uns allen so nötig bist. Ich kann keinen Beweis in d Welt finden, der mir sagt, daß Du hier bist. Aber wenn das, w Christus gelehrt hat, wahr ist, dann mußt Du sorgen, daß ich Dich e kenne, denn ich muß dann Dein Kind sein. O Gott, wenn Du bi o Vater, wenn Du bist, hilf uns Dich zu erkennen, zeige uns, was wahr i

Sie erhofft ein Zeichen vom Herrn und ist enttäusc daß es ausbleibt. Da fällt ihr Auge auf eine Zeitschrift, i der Luke Raeburn erwähnt wird. Sie liest den Artikel, d den bekannten Donovan zum Verfasser hat, begierig durch, u warm strömt es ihr zum Herzen. Ein Christ hat warme, a erkennende Worte für ihren Vater! An der Freude, die darüber empfindet, merkt sie erst, wie sehr sie sich schon m dem Christentum verbunden fühlt. Sie hat jetzt einen Auff über Livingstone in Arbeit, und als sie Charles Osmond trif klagt sie ihm, daß sich so schwer Livingstone als Mensch u Christ von einander scheiden ließe. Osmond erwidert ihr, d ein aufrichtiges Christentum eben überall durchscheinen mü und der Unterschied zwischen secular und religious einfach ve schwinden. Da plötzlich bricht Erika in die Worte aus:

> Wenn Christentum wahr ist, dann müssen wir früher oder spä auch lernen, es anzuerkennen. Wahrheit muß zuletzt den Sieg davontrage

Schnell begiebt sie sich nach diesen Worten in die Biblioth um das Leben Livingstones weiter zu studiren, und wie des großen Mannes Glaubensleben noch einmal überschaut, wird ihr klar, daß solch ein Glaube nicht auf Täuschung b ruhen kann. In einem Augenblick scheint ihr der Christu der ihr bis dahin nur für einen edeln Charakter alter Geschic gegolten hat, die wirklichste und lebendigste aller Wirklichkeite Ein nie gekanntes Glücksgefühl zieht durch ihre Seele, so fr so leicht hat sie sich seit sieben langen Jahren nicht gefüh so sonnig ist ihr die Welt noch nie erschienen. Fürchte d nicht, ich bin bei dir, so tönt es immer und immer wieder in i

Wie Erika ihrem Vater die Mitteilung macht, welch e Sturm durchkämpft werden muß, um auch hier zum Fried durchzudringen, ist geradezu herzergreifend geschildert. Schmerz, sein Kind verloren zu haben, ist beinah unfaßbar f Luke Raeburn, aber endlich siegt die Liebe zu Erika. „Me kleiner Sohn Erich," so nennt er sie, als er nach schwer durc kämpfter Stunde zu ihr tritt. Dann kommt eine harte Z für Erika. Ihres Vaters Freunde sind außer sich über ihr Abfall. Charles und Brian Osmond sagen nichts, aber spricht ein solches Glück aus ihren Augen, daß Erika ihr W darüber vergißt; sie möchte mit ihnen aufjauchzen. Mit d Taufe Erikas schließt der erste Band.

Hat sich dieser mehr mit Erikas innerm Leben beschäfti so schildert der zweite Teil hauptsächlich, wie sich die äuße Schicksale unsrer Heldin gestalten. Wir sehen sie zunächst Hause einer Mrs. Fane-Smith wieder, einer Schwester L Raeburns. Diese hatte sich einst auf Befehl des Vaters v ihrem Bruder losgesagt, ihr engherziger Gatte hatte ihr wieder eine Annäherung an ihn gestattet. Als sie von Bekehrung Erikas hören, laden sie sie ein, für einige Zeit i Hausgenossin und ihrer Tochter Rose eine Gefährtin zu werd Alles, was Erika früher so empörte an den Vertretern Christentums, findet sie in ihren neuen Verwandten verkörp Aber wenn ihr Vater leise gehofft hatte, daß die ihm wo bekannte Engherzigkeit im Fane-Smithschen Hause sie den W zu seiner Lehre zurückfinden lassen würde, so hat er sich gei Trotzdem sie vielen Demütigungen ausgesetzt ist, schwingt sich i Seele dennoch über all diese Erdenpein hinauf zu dem, alles Leid in Freude verwandelt. Bei den Verwandten le sie auch Donovan und seine Frau Gladys kennen, und

…er Minute an findet sich Herz zum Herzen. Als Mr. Fanesmith von ihr verlangt, daß sie ihren Vater um seines Unglaubens willen verlassen soll, und ihr ein Heim in seinem Hause anbietet, da bricht Erikas alte stürmische Natur wieder durch. Sie erinnert ihn daran, daß Luke Raeburn so gut …ter ist, wie er selbst, und daß sie solche Reden über ihren …ter nicht mit anhören dürfte.

Glauben Sie, daß Atheisten ihre Kinder weniger lieben als Christen? …inen Vater verlassen, das hieße, mein Gewissen belasten, meine Pflicht …letzen und meinem Gotte mißtrauen. Nie werde ich ihn verlassen.

Und ihre große Bewegung übermannt den engherzigen …ann so, daß er voll Bewunderung zu ihr aufsieht. Sein …teil über sie lautet: Sie ist ein tapferes, edles, kleines Ding, …er — far from orthodox, far from orthodox.

Erika ist dann Gast im Hause Donovans und verlebt dort … glücklichste Zeit ihres Lebens. Die vollkommne Harmonie, … Oakdene und Bewohner umgiebt, zeigt ihr zum erstenmale …s Ideal eines christlichen Heims. Wie sehnt sie sich darnach, …ß auch sie solch ein Glück, wie es in ihrem Herzen wohnt, …nen lernen möchte. „Ich würde sterben darum," sagt sie zu …onovan. Dann kehrt Erika wieder heim nach London und …cade zu rechter Zeit. Ihr Vater hat solch eine niederträch…e Schmähschrift erhalten, daß er sich im Zorn vergißt und …t den Worten: „Wie gemein ein Christ sein kann!" ihr das …att zuwirft. Sie liest und erbleicht unter der Wucht der …meinen Anklagen, die gegen ihren edeln, reinen Vater ge…leudert werden. Und der verzweifelte Schrei entringt sich …s ihrem Herzen: „O Vater im Himmel, wie soll mein ir…scher Vater Dich je finden lernen, wenn solche Sachen in …einem Namen geschehen." Denn der Verfasser der Schmäh…rift, Mr. Poyson, rühmt sich, ein Christ zu sein. Raeburn …ll auf gerichtlichem Wege gegen ihn vorgehen. Endlich soll …ch Brian Osmonds stille, tiefe Liebe zu Erika Erwiderung …den. Erika begleitet wieder einmal ihren Vater zu einer …ersammlung. Bald kann sie die im Saale herrschende Hitze …cht länger ertragen und strebt dem Ausgange zu. Das Ge…dränge ist aber so groß, daß sie zum Stehenbleiben gezwungen … und die häßlichsten Reden über sich und ihren Vater er…hen lassen muß. Brian eilt ihr zu Hilfe, da erwacht plötz…h die Liebe in ihr zu ihrem treuen Freunde. Aber auch …es schönste Gefühl der Erde soll für sie nicht ohne Bitterkeit …in. Als Brian ihr in Fiesole, wo Erika und ihr Vater sich …rübergehend aufhalten, sein treues Lieben offenbart, da strebt …s Weib in ihr mächtig dem Manne seiner Liebe zu, aber …e Tochter weiß, daß der Vater nicht ohne sie bestehen kann; … verzichtet auf das eigne Glück. Wie unentbehrlich sie in der …hat ihrem Vater ist, das sieht sie gleich bei ihrer Rückkehr …s Italien. Zunächst hat Luke Raeburn den langwierigen …rozeß gegen Poyson durchzumachen, der allerdings mit seiner …echtfertigung endet. Dann bricht auch dieser starke Mann …m erstenmale vor Ermattung zusammen, er fühlt selbst, daß …r gänzliche Ruhe ihm wieder emporhelfen kann. Er zieht …h mit Erika auf das Land zurück, und nachdem er dort die …wünschte Erholung gefunden, bringt er noch eine Woche in …onovans Hause zu. Aus diesem friedlichen Heim muß er …ld wieder hinaus in den Kampf des Lebens. In Ashborough …ar eine politische Versammlung angesagt, und Luke Raeburn …tte versprochen zu erscheinen. Erika und Donovan begleiten …n, jene mit schwerem Herzen, denn sie weiß, daß gerade dort …r Vater fanatische Gegner hat. Und ihre trüben Ahnungen …llen sich als richtig erweisen. Luke Raeburn wird von einem …anatiker, der ihm den Vorwurf macht, die Seele seines Sohnes …urch seine Lehre vergiftet zu haben, zu Boden geschmettert. …as war sein Todesschlag! Raeburn weiß es, daß es zu …nde geht, jetzt selbst noch im Tode ist er für seine Tochter …sorgt. Er sendet sie fort, daß sie ausruhen möge. Wieder …nmal hat sie ein Ringen mit Gott zu bestehen, und wieder …ht sie gestärkt daraus hervor. Der Gedanke bringt sie an …n Rand der Verzweiflung, daß eines Christen Bigotterie …ren Vater getötet hat. Warum, o warum? so schreit sie zu …ott empor. Dann lernt sie begreifen, daß sie durch Leid dem …ater dort oben immer näher gebracht werden soll, und sie beugt demütig das Haupt unter dem Schlage. Als sie in das Krankenzimmer tritt, ruft Raeburn sie an seine Seite und legt leise ihre Hand in die Brians, der ihm von seiner großen Liebe zu ihr gesagt hatte. Nachdem er noch einigemal ängstlich gerufen hat: Come nearer, Eric, nearer! schließen sich seine Augen für immer. Ein treues Vaterherz hat aufgehört zu schlagen. Durch alle die aufregenden Zeremonien, die ein Todesfall mit sich bringt, geht Erika noch hindurch, dann bricht auch sie zusammen. Und wieder handelt es sich in diesem Hause um Leben oder Tod. Aber das Leben siegt, und unter Brians treuer Pflege kommt auch der Mut zum Leben ihr wieder. Endlich findet sein treues Liebeswerben seinen Lohn, denn Erika will für ihn und mit ihm leben.

* * *

Leider muß ich darauf verzichten, bei der gedrängten Inhaltsangabe tiefer auf die eigenartigen Schönheiten des Buches einzugehen. Die edle Sprache, die anmutige Form, die scharf durchgeführten Charaktere und vor allem der reine Hauch, der über dem ganzen Roman liegt, müssen jeden Leser sympathisch berühren. Ich kann nur empfehlen, das Buch selbst auf sich wirken zu lassen. Freilich ist es keine Nachmittagslektüre, es erfordert scharfes Nachdenken und regt zu ernsten, schwerwiegenden Fragen an. Geradezu erschütternd hat auf mich das alte und doch ewig neue Problem gewirkt, das sich durch das ganze Buch hinzieht: Wird ein Mensch, der sein ganzes Leben in den Dienst der Menschheit gestellt und dessen Worte und Handlungen nur aus den edelsten Beweggründen entspringen, zu den Pforten des Lebens eingehen, trotzdem er ein Gottesleugner ist? Oder haben wir, die wir uns Christen nennen und doch so oft verstoßen gegen alles, was uns Christus durch Leben und Wort gelehrt hat, allein ein Anrecht auf Gottes Barmherzigkeit? Eins predigt uns das Buch aufs eindringlichste. Wir Christen können nicht vorsichtig genug sein im Verkehr mit Anders- oder Ungläubigen. Wie oft wird durch ein fanatisches Wort, durch eine verletzende That eines Christen der Glaubensfunke getötet, der in einer von Gott abgewendeten Seele zu glimmen anfing! Wenn wir uns doch alle den Pfarrer, der uns in der Person Charles Osmonds hier entgegentritt, zum Vorbilde wählen möchten! Da finden wir nichts von engherzigem Aburteilen, von unbarmherzigem Verdammen. Und was hat ihn so weitherzig gemacht? Einzig und allein die Liebe für Gott und seine Brüder, die sein ganzes Sein durchglüht, die Liebe, von der Paulus im dreizehnten Kapitel des Korintherbriefes sagt: „Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze. Die Liebe freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit, sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hoffet alles, sie duldet alles."

Marie Baltzer

Verschiedenes

(Werden und Wachsen) Erinnerungen eines Arztes. Leipzig, E. H. Mayer, 1895. 3 Mk.*)

„Für jeden, der nicht bar aller Selbsterkenntnis ist, kommt einmal eine Zeit, wo es ihn stürmisch zur Abrechnung drängt und er sein Lebensfazit ziehen möchte, das zwar immer nur als ein vorläufiges gedacht ist, aber unversehens zu einem endgiltigen werden kann." So sagt der Verfasser in seinem Vorwort. Er hat seinen Namen nicht genannt; aber dieser ist leicht zu erkennen. Der Verfasser — er wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir das Geheimnis verraten — ist der Direktor der Bremer Irrenanstalt Dr. Scholz. Die Biographie ist freilich noch keine vollkommne, sie reicht bis zu dem Augenblick, wo Scholz seine jetzige Stellung antrat. Der Verfasser schildert sein Leben auf dem Hintergrunde der Zeit mit ihren Bestrebungen und Fortschritten, mit ihren Höhen und Tiefen. Er thut es mit fröhlichem und heiterm Sinn so, daß man fühlt: nicht Dichtung, sondern Wahrheit! Dabei steht ihm eine Fülle von feinen Bemerkungen und von humoristischen Mitteilungen stets zu Gebote. Doch aber fühlt man überall den Ernst

*) Obige Anzeige ist geschrieben und eingegangen vor Ausbruch des Streites zwischen Bodelschwingh und Scholz. Vgl. den Artikel darüber in dieser Nummer. D H

seiner Lebensauffassung, der Arzt ist nicht an der Wahrheit der christlichen Weltbeurteilung irre geworden. Er redet davon freilich nicht mit hohen Worten, aber man empfindet, daß das seine Ueberzeugung ist. Aus einem Pfarrhause hervorgegangen, das weder pietistisch noch orthodox war, in dem gesunde Frömmigkeit waltete, hat er dessen Erbteil sich bewahrt. Er erkennt es an dem eignen Leben, daß, wenn auch Unbesonnenheit und Unbedachtsamkeit das Werden und die Entwicklung einmal auf verkehrte Bahn brachten, doch eine höhere Hand ihn wieder zurückführte, sodaß die rechte Bestimmung sich erfüllen mußte. Im Anschluß an Goethes „Orphische Urworte" sagt er: „Auch ich bin, verführt durch Tyche, manche Irrwege gewandelt; aber der unbestechliche Dämon hat mich glücklich durchgehalten. Unverändert geblieben ist meine liberale Weltanschauung; aber auch, was ich verloren hatte, hat mir der Dämon wiederfinden helfen — Vaterland und Religion."

Scholz hat manche Umwege gemacht, bis er das Ziel erreichte, das ihm bestimmt war. In der Jugend verließ er das Gymnasium und versuchte zwei Jahre sein Glück in der Seemannslaufbahn. Nach der akademischen Zeit hat er als einfacher Landdoktor lange nach einer genügenden und gesicherten Existenz gerungen. Aber alles dies hat dazu beitragen müssen, das Resultat des Lebens um so tüchtiger zu gestalten. Jedes Urteil, das Scholz fällt, ist maßvoll und gerecht; man fühlt, daß Besonnenheit und Gutmütigkeit ihn beseelen. Oft ist es von köstlichem Humor gewürzt. Nichts ist gewöhnlicher, als von der Einfalt und Dummheit des Bauern zu reden; aber „bedenke, daß der Aermste schlimm genug daran ist, und daß man zu seinem Schaden nicht noch Vorwürfe fügen soll. Und spiele nur ja nicht etwa den Feinen und Verekelten, wenn du deinen fiebernden Kranken, dem du kalte Umschläge auf den Kopf verordnet hast, mit einer gelblich grauen stinkenden Schmutzkruste um Gesicht und Hals wiederfindest, weil ihm die besorgte und rührige Gattin zur Kühlung weichen Käse, auch Weichquark genannt, aufgelegt hat. Denn Eis giebt es doch nun einmal nicht an dem Orte, und Weichquark, frisch aus dem Keller geholt, ist in der That sehr kühlend und unverdrossen angewendet wohl imstande, die sogenannte lokale Temperatur um einhalb bis ein Grad Celsius herabzumindern. Also schilt nicht den guten Willen der wackern Hausfrau, sondern sorge höchstens dafür, daß das Kühlungsmittel nicht etwa seinem ursprünglichen Zwecke zurückgegeben werde!"

Höchst interessant sind die Photographien der Zeitgenossen, namentlich der medizinischen Koryphäen, mit denen der Verfasser in Berührung kam; durchaus zutreffend die Charakteristik der Burschenschaft in den fünfziger und sechziger Jahren; sehr instruktiv die Vergleichung jener Zeit mit der neuesten. Scholz sagt einmal: „Man ist heute nur zu sehr geneigt, die Zeit, von der ich spreche, als eine Zeit hoffnungslosester Reaktion anzusehen, und es ist ja auch wahr, daß die rückläufige Strömung sehr stark war. Aber zu solchen Ungeheuerlichkeiten, wie sie die neueste Zeit geboren hat, verstieg man sich damals noch nicht. Damals wären Anschauungen wie die, daß unter den Geisteskranken Besessene seien, Anschauungen, die uns direkt bis zur Zeit der Hexenprozesse zurückzuführen drohen, überhaupt unmöglich gewesen, oder wenn sie jemand auszusprechen gewagt hätte, so würden sie durch das allgemeine Gelächter erstickt worden sein." In einer schlesischen Landstadt, in der er geboren war, ist er später mehrere Jahre Arzt gewesen, bevor der Ruf nach Bremen kam. Hier fand er eine bedeutende Hospitalpraxis in einem Kloster der barmherzigen Brüder. Mit dessen Prior wurde er eng befreundet. Es ging infolge davon das Gerede, daß er katholisch geworden sei. Die Tüchtigkeit in der Krankenpflege und die fröhliche Frömmigkeit der Brüder kann Scholz nicht genug hervorheben. Er sagt: „In der Krankenpflege zeigt der Katholizismus eine seiner liebenswürdigsten Seiten. Hier ist alles von einer köstlichen Naivität und Unmittelbarkeit. Alles geschieht ruhig wie selbstverständlich und als lohne es nicht der Mühe, darüber zu reden. Da ist kein Geschrei, kein Selbstlob, kein geflissentliches Hervorkehren eines christlichen oder vielmehr rechtgläubigen Standpunktes, kein geistlicher Hochmut. Auch evangelische Diakonissenhäuser haben ihre großen Verdienste, und eine Reihe edler, milder und selbstvergessener Schwestern habe ich selbst kennen gelernt. Aber die katholische Krankenpflege ist Original, die evangelische eine Kopie und, meine Erfahrungen haben es mich leider gelehrt, zwar wohl häufig in Bezug auf das äußere Gewand, aber nicht immer dem innern Kern nach eine gelungene." Das Urteil ist hart. Wir bezweifeln, daß es überall bestätigt wird. Auch möchte man nicht überall dem Urteil des Verfassers beistimmen, daß der Katholizismus die Krankenpflege nicht zum Zweck der Propaganda mißbrauche. Er fügt hinzu: „Viel eher kann man der Diakonissenkrankenpflege den Vorwurf der Seelenfängerei machen. In einem mir bekannten großen Mutterhause wird in der Instruktion für die Schwestern als Hauptzweck der Krankenpflege die Einwirkung auf die Seele angeführt, und das heißt in diesem Falle nichts andres als die Bekehrung zur Orthodoxie." Der Verfasser ist jetzt für weltliche Berufsgenossenschaften, die in der Krankenpflege, aber auch in sittlich-religiöser Beziehung eine tüchtige Ausbildung empfangen haben. Doch ich darf wohl auf solche Einzelheiten hier nicht eingehen. Ich wünsche, daß das Buch in vielen Häusern Eingang finde, und daß die Fortsetzung bald folge! Teichmann

(Die patriotischen Erinnerungen) an die große Zeit vor fünfundzwanzig Jahren werden in unserm Jahre besonders lebhaft gepflegt werden. Möchten doch die Erinnerungsfeiern von einem ernsten, tiefen und großen Geiste getragen sein! Möchten vor allen Dingen auch die Schriftsteller, wenn sie uns mit geschichtlichen und poetischen Gedenkblättern beglücken wollen, die strengsten Maßstäbe an ihre Arbeit legen! Das Drama: Im Kriegsjahre 1870, eine Jubiläumsgabe v… Fortunat Torney (Gotha, Fr. A. Perthes, 1895. 1,20 Mk.) geh… zu den poetischen Leistungen, die mehr bedeuteten, wenn sie wenig… böten. Das dramatische Geschick und die poetische Begabung des Ve… fassers sind unverkennbar. Auch der doppelte Konflikt zwischen de… Patriotismus und der Liebe einerseits und dem thörichten, hohl… Fanatismus und der besonnenen, sich aufopfernden Vaterlandslie… andrerseits ist der poetischen Darstellung wert; und die Sprache ist … dem ganzen Stück edel und anmutend. Auch sind einzelne Charakter… besonders der des Maires von Orli, gut gezeichnet. Trotzdem hat d… Drama keinen einheitlichen, tiefern Eindruck auf mich gemacht. De… es ist reich an psychologischen und sonstigen Unwahrscheinlichkeiten. B… sonders zwei Figuren sind meines Erachtens ganz verfehlt: die chau… nistische Tochter des Maires, die sich aus patriotischer Enttäuschun… schließlich ersticht (!), und der preußische Major, der gar zu sehr Hero… und zu wenig Soldat ist. Die Uebertreibungen sind namentlich bei de… Franzosen etwas stark; und es ist doch eine zu weit gehende poetis… Freiheit, wenn — ohne jede Nötigung — die Kunde der Uebergab… von Paris und der Proklamirung des deutschen Kaiserreiches an d… Ende des Oktobers 1870 verlegt wird. Ich fürchte, daß die bewuß… patriotische Tendenz dem Inhalt, dem Ton, dem Eindruck und de… künstlerischen Wert dieses Dramas nicht nur zur Förderung gedient ha…

W B

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 31 der „Chronik der Christlichen Wel…

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Junges Mädchen vom Lande sucht Stellung in christl. Hause, wo es sich gesellschaftlich ausbilden kann und wo in oder außer dem Hause Gelegenheit ist, sich eine höhere Bildung anzueignen. Morgens würde es sich im Haushalt beschäftigen. Off. unter **C 100** durch d. Expd. d. Bl. erb.

Gebildetes Fräulein, Professorentochter, 23 Jahre alt, sucht ohne Gehaltsansprüche leichte Stelle als Gesellschafterin oder Stütze der Hausfrau, am liebsten in einem Pfarrhause. Offerte **sub J R 217** an die Expediton dieses Blattes.

Stud. theol. sucht für Augu… September, November Ste… lung als Hauslehrer oder derg… Zeugnisse zur Verfügung. — G… fällige Offerten unter **E F 20** b… sorgt die Expedition dieses Blatte…

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph in **Giessen** **Nr. 162.**

Töchterheime des Ev. Diakonieverein…
in **Cassel** und **Schloß Werdorf.** Ziel: Erziehun… zu sittlicher und wirtschaftlicher Selbständigkei… Grundsatz: Mädchen müssen so erzogen werden, da… sie tüchtige Hausfrauen und Mütter sein könne… aber auch zu selbständigem Berufsleben geschickt sin… Preis jährlich 800 Mk., für Vereinsmitglieder Selbst… kosten. Näheres durch Prof. D. Zimmer, Herborn

Thorwaldsen: Segnender Christus

35	48	56	75	100 cm	
3.—	7.50	10.—	20.—	36.— Mk.	exkl. Kiste und Porto

Tadellose Ausführung in Elfenbeinmasse
Für sichere Verpackung leiste Garantie. Bruch tausche um.
Hugo Rothers theol. Buchh. (Martin Warneck) **Berlin**, Linkstr.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Kürzlich sind erschienen:

Nr. 18. **Vom alten neuen Glauben.** Erlebnisse und Bekennt… nisse eines Laien. Preis 50 Pfg.
Nr. 19. **Zur Verständigung über den Glaubensbegriff.** Von … Clasen, Pfarrer in Eichenbarleben bei Magdeburg, Preis 40 Pfg.
Nr. 20. **Bedingungen des christlichen Glaubens** in der Gegenwart… Von Gaston Frommel, Professor der systematischen Theologie in Genf. Preis 40 Pfg.